Zeitschrift: Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden
Herausgeber: Historische Gesellschaft Graubünden
Band: 146 (2016)

Artikel: Frauen-Migration von Südtirol nach Graubünden in der Nachkriegszeit
Autor: Rüegg, Martina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657997

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frauen-Migration von Südtirol nach Graubünden in der Nachkriegszeit

von Martina Rüegg

Titelbild:
Die Dorfstrasse beim Kloster in Müstair,
Frau mit Vieh (Staatsarchiv Graubünden,
FN XVIII/0134).

1 Einleitung

Der folgende Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung meiner 2014 an der Universität Luzern verfassten Bachelorarbeit. Sie ist nur deswegen zu Stande gekommen, weil sich sechs Südtiroler Frauen bereit erklärt haben, aus ihrem Leben zu erzählen. Sie haben mit mir nicht nur erfreuliche Momente ihres Lebens geteilt, sondern auch belastende und traurige Erinnerungen. Für ihr entgegengebrachtes Vertrauen bedanke ich mich herzlich. Auf der Suche nach eingewanderten Südtirolerinnen waren mir vor allem zwei «Vermittlungspersonen» behilflich: Linard Candreia, Autor von «Hanna die Südtirolerin», und Anton Heinisch, Präsident des «Südtirolervereins im Engadin». Ihnen möchte ich ebenfalls meinen Dank aussprechen. Prof. Dr. Jon Mathieu danke ich für die Betreuung meiner Arbeit und für seine in den Vorlesungen vermittelte Begeisterung an der Geschichte des Alpenraums.

1.1 Fragestellung

Tausende junger Südtirolerinnen und Südtiroler zogen während des Zweiten Weltkrieges und in den 1950er- und 1960er-Jahren aus ihrer Heimat ins Ausland – auch nach Graubünden. War die Abwanderung aus persönlicher Notlage für einen Grossteil zeitlich beschränkt, entwickelte sich für nicht wenige daraus ein Dauerzustand.[1]

Das Thema Migration ist ein wichtiger Teil der Gesellschaftsgeschichte. Menschen waren immer in Bewegung und selten über mehrere Generationen hinweg am selben Ort sesshaft. Bei der täglichen, primär politischen Ausschlachtung in den Medien geht es bei der Migration auch um die Wahrnehmung «einheimisch» versus «fremd». In der vorliegenden Arbeit frage ich im Rahmen der Südtiroler Emigration nach Erklärungsansätzen zur Migration in Berggebieten. Ich konzentriere mich auf emigrierte Frauen, weil sie in der Geschichtsforschung bisher wenig Beachtung fanden – allzu oft wurde an einem stereotypen Bild der abhängigen und unproduktiven Frau festgehalten.[2] Frauen treten im Gegenteil als aktive Subjekte auf, denn Individuen streben häufig danach, Arbeitsmarkts-, Bildungs- oder Heiratschancen zu verbessern und sich neue Chancen zu erschliessen. Eine Heirat im benachbarten, teilweise romanischen und reformierten Kanton Graubünden war für eine deutschsprachige katholische Südtirolerin eine Grundsatzentscheidung. Die vorliegende Studie ist eine differenzierte mikrogesellschaftliche Oral-History-Untersuchung anhand biographischer Interviews mit sechs emigrierten Südtirolerinnen, die deren Erinnerungen, subjektiven Erfahrungen und Lebensweisen zu erschliessen versucht. Die Frauen heirateten in der Schweiz und liessen sich dort dauerhaft nieder. Was bewog sie, auszuwandern? Wie erging es ihnen in der Fremde?

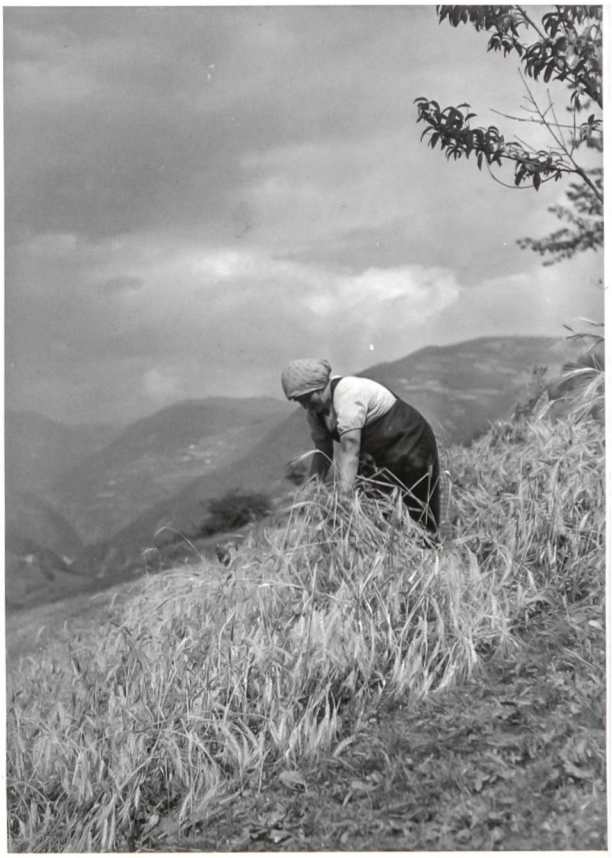

Abb. 1: Die Bäuerin vom Partschiller Hof beim Kornschnitt, Prösels, Prösler Ried, 9. August 1941 (Südtiroler Landesarchiv, Bildarchiv Mario und Benjamin Geat).

Im Verlaufe der Gespräche mit den Südtiroler Frauen kristallisierte sich eine Doppelschichtigkeit heraus, die ich aufzuzeigen versuche, indem ich zwei Themen parallel beleuchte. Die erste Frage lautet, was die Frauen über ihre Arbeit und ihre Erlebnisse in den Jugendjahren und über ihre spätere Zeit in Graubünden erzählen. Dabei geht es um Motive und Tatsachen, wie die Frauen sie in

1 Falch: Heimatfern, 2002, S. 9.
2 Grandi: Valsugana, 1994, S. 315.

Erinnerung haben. Die zweite Frage beschäftigt sich damit, wie sie in ihrer letzten Lebensphase die eigene Biographie erzählen und damit rückblickend konstruieren. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Selbstbeschreibung und Selbstwahrnehmung der Frauen.

1.2 Forschungslage

Es wurde wissenschaftlich untersucht, wie Menschen aus Graubünden ausgewandert sind. Hingegen ist wenig Wissen darüber vorhanden, dass der Kanton auch stetig von Einwanderung betroffen war. Dies war Thema einer Tagung im Bildungszentrum Salecina in Maloja.[3] Im einleitenden Referat führte der Historiker Andrea Tognina aus, dass sich die Geschichtsschreibung

Abb. 2: Ftan im Unterengadin (Fotosammlung Taisch).

bis anhin noch zu wenig mit Migration beschäftigt und dass keine systematische Übersicht von Studien existiert. Im «Handbuch der Bündner Geschichte» wird die Migration vernachlässigt und das Thema der Einwanderung fehlt,[4] obschon demografische Veränderungen thematisiert werden.[5] Die «Zu- und Abwanderung» im 20. Jahrhundert wird auf knapp einer Seite erwähnt.[6]

Ausschlaggebend für meine Arbeit war das Buch «Hanna die Südtirolerin» von Linard Candreia, der die Geschichte seiner Südtiroler Mutter aufgeschrieben hat.[7] Weitere Frauenbiographien von emigrierten Südtirolerinnen wurden bis anhin nicht publiziert. Lediglich für quantitative Angaben konnte ich mich auf die Studie der Historikerin Sabine Falch stützen, die auf eine ältere Dissertation der Historikerin Lore Toepfer zurückgreift.[8] Eine Untersuchung zur Einwanderung von Frauen ins Münstertal[9] erschien im Band zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens «fremdeFrau».[10] Ein hervorragender Sammelband zur Geschichte der Arbeit in Südtirol wurde unter anderem von Anton Holzer veröffentlicht.[11] Zur Migrationsgeschichte stützte ich mich primär auf die Historikerin Sylvia Hahn mit ihrer Einführung in die «Historische Migrationsforschung»[12] sowie auf die «Enzyklopädie Migration in Europa», welche vom Historiker Klaus Bade und anderen herausgegeben wurde.[13]

1.3 Methodisches Vorgehen

Ich verwende die Methode der Oral History, einem geschichtswissenschaftlichen Vorgehen, dem Erinnerungsinterviews mit Zeitzeugen als historische Quelle dienen. Die «mündliche Geschichte» bezieht sich sowohl auf die Produktion der Quelle selbst, dem Interview, als auch auf ihre Aufbereitung, Auswertung und Archivierung. Die Charakterisierung von Oral History als «Doppelbedeutung von Quellentypus und Methode»[14] finde ich treffend. Seit den 1970er-Jahren hat sich in Europa Oral History als Methode etabliert.[15]

Die Geschichtswissenschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie ihre Methodologie kritisch reflektiert. Die Frage der Subjektivität von Oral-History-Interviews ist berechtigt. Diese Subjektivität ist nicht nur bei qualitativen Studien eine Herausforderung, sondern gleichermassen bei quantitativen Studien, denn zu glauben, letztere wären objektiv, ist meines Erachtens ein Irrtum.[16] Forschern und Lesern von Oral-History-Studien muss bewusst sein, dass die Interviews keine Tatsachen liefern, sondern Erinnerungen an Tatsachen.[17] Nicht Repräsentativität ist gefragt, sondern die persönliche Erfahrung und subjektive Wahrnehmung von Prozessen.[18]

Eine handbuchartige Einführung mit Techniken zur Interviewvorbereitung, -führung und der Auswertung gibt es im deutschsprachigen Raum nicht, weil die Methode dort noch wenig verankert ist. Oral History ist eine komplexe Methode, die sich «nur schwer in ein sicheres Regelwerk einhegen»[19] und sich nur im Vollzug lernen lässt. Ich führte biographische Interviews durch, welche auf die ganze Lebensgeschichte von Menschen

hin angelegt sind. Ein biographischer Ansatz ermöglicht, das Untersuchungsthema in seiner Komplexität zu erfassen und Zusammenhänge zu erkennen.[20] Interviewpartner findet man über Zeitungsaufrufe, Institutionen oder in meinem Fall über das sogenannte Schneeballsystem.[21] Als Interviewort ist die Wohnung der Gesprächspartner die beste Wahl, denn wichtig für das Gelingen des Interviews ist, dass sich der Gesprächspartner wohl und sicher fühlt, was in der eigenen Wohnung in der Regel der Fall ist. Es sollte auch sichergestellt sein, dass man sich ohne Zeitdruck unterhalten kann.[22]

Ein Interviewleitfaden sollte offene Stichworte enthalten und kein durchformulierter Fragebogen sein, weil im Vordergrund die Erzählschwerpunkte der Befragten stehen. Ich wandte das dreistufige Vorgehen biographischer Interviews an, «wobei nach der Antwort auf den allgemeinen Impuls, die Lebensgeschichte zu erzählen, zunächst solche Fragen gestellt werden, die sich aus dieser Ersterzählung ergeben, und im Anschluss erst ein Interviewleitfaden zur Anwendung kommt, der die Fragen enthält, die wegen der Vergleichbarkeit mehrerer Interviews allen gestellt werden.»[23] Die Fragen sollen zu weiteren Erzählungen anregen. Solche, die nur mit Ja oder Nein zu beantworten sind, verbieten sich – ausser als Rückfragen zur sachlichen Klärung – «ebenso wie Suggestivfragen, die dem Erzähler eine bestimmte Antwort nahelegen [...]».[24] Hingegen sind Fragen nach Selbsterlebtem wichtig.[25] «Neben solchen Regeln aber gilt es vor allem, sich als neugieriger Mensch zu verhalten, also genauso wie in alltäglichen Erzählsituationen, in denen man nach dem Warum, dem Detail, dem Wie, der Wirkung, den Gefühlen fragt und sich teilnehmend und interessiert zeigt.»[26] Als wichtig erachte ich, nicht zu viele Fragen zu stellen, um nicht das Gegenteil vom Beabsichtigten zu erreichen. Man benötigt Gelassenheit, um Schweigen der Gesprächspartner auszuhalten.

Für die Auswertung und Interpretation der Interviews dient als Grundlage das Transkript.[27] Dadurch können Bezüge zwischen den einzelnen Teilen herge-

---

3 «Einwanderung im Auswanderungsland – Migrationsgeschichten aus Graubünden und dem Veltlin zwischen dem 20. und 21. Jahrhundert», organisiert vom Institut für Kulturforschung Graubünden. Siehe auch das Fazit über die Tagung in der Engadiner Post. Salis: Migration, 2014, S. 10.

4 Handbuch, 4 Bde., 2000.

5 Im Kapitel «Der Bevölkerungswandel» steht: «Im Bereich Migrationen schliesslich wurden in den letzten zwei Jahrzehnten sehr fruchtbare Studien zu den Auswanderungen verfasst. Die umfassende Bearbeitung der als Studienobjekte weniger attraktiven Ein-, Rück- und Binnenwanderungsströme ist aber notwendig, wenn Fragen der Assimilation, der Integration, Akkulturation, des Zerfalls der traditionellen Dorfstrukturen oder des Verhaltens der ansässigen Bevölkerung gegenüber dem Neuen beantwortet werden sollen.» Bollier: Bevölkerungswandel, 2000, S. 146.

6 Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 336–337.

7 Candreia: Hanna, 2013.

8 Falch: Heimatfern, 2002.
Toepfer: Abwanderung, 1973.

9 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 61–105.

10 fremdeFrau, 2008.

11 Holzer: Nie, 1991.

12 Hahn stellte fest, dass trotz der Zunahme an Publikationen zur historischen Migrationsforschung noch zahlreiche Defizite herrschten: Der Anteil der Frauen am Migrationsgeschehen sei noch zu wenig in den Blickpunkt gerückt und auch kleinräumige grenzüberschreitende Arbeitsmigrationen seien untersuchenswert. Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 70.

13 Bade: Enzyklopädie, 2007.

14 Wierling: Oral History, 2003, S. 81.

15 Wierling: Oral History, 2003, S. 83–84. An der Universität Luzern wurde im Frühjahrssemester 2014 ein Proseminar mit Praxisprojekten zur Oral History durchgeführt. Das Literaturverzeichnis der Veranstaltung habe ich als Ausgangslage dieses Kapitels genommen.

16 Da Forschende Form und Inhalt der Quellen beeinflussen, wurde die Entwicklung der Oral History von kritischer Diskussion begleitet, wobei es um die Subjektivität der Quellen ging, die Verlässlichkeit des menschlichen Erinnerungsvermögens und die Konstruktion von Lebensgeschichten und Geschichtsbildern. Obertreis: Oral History, 2012, S. 7. Zu weiteren Herausforderungen siehe auch den frühen Aufsatz von Grele: Bewegung, 1985, S. 195–220.

17 Göpfert: Oral History, 1996, S. 101. Laut dem Historiker Schaffner gebe es keinen unverfälschten Erzähl-Rückgriff auf die Vergangenheit, sondern die Transformation persönlicher Erfahrung in «Erinnerung» sei immer selektiv und spiele sich ab in einem Spannungsfeld von privaten Erwartungen und Zielsetzungen auf der einen sowie gesellschaftlichen Leitbildern auf der anderen Seite. Oral History dürfe nicht als ein passives Abrufen gespeicherter Informationen missverstanden werden, vielmehr stelle jedes Erinnerungsinterview einen «durch die Gesprächssituation mitgeprägten Rekonstruktionsvorgang dar». Schaffner: Plädoyer, 1988, S. 346.

18 Göpfert: Oral History, 1996, S. 110.

19 Wierling: Oral History, 2003, S. 92–93.

20 Wierling: Oral History, 2003, S. 109 ff.

21 Man tritt mit einer Person in Kontakt, welche einem durch Namensnennungen ein ganzes Netzwerk eröffnet und weitere Ansprechpersonen nennt.
Wierling: Oral History, 2003, S. 108.

22 Wierling: Oral History, 2003, S. 112–113.

23 Wierling: Oral History, 2003, S. 112.

24 Wierling: Oral History, 2003, S. 121.

25 Wierling: Oral History, 2003, S. 118.

26 Wierling: Oral History, 2003, S. 121.

27 Wierling: Oral History, 2003, S. 121 ff.

Abb. 3: Am Brunnen zu waschen, gehörte für viele Frauen zum Alltag, Scuol (Fotosammlung Taisch).

stellt werden, die dem Erzähler selbst nicht bewusst sind.[28] Eine mögliche Form der Darstellung der Ergebnisse mündlicher Quellen ist die Fallgeschichte. In einer abschliessenden Analyse werden «Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Verbindungen zwischen den einzelnen Fällen hergestellt, sowie die Entstehungsbedingungen und das Vorgehen bei der Auswahl und Analyse offengelegt».[29] Das Verfahren empfiehlt sich bei einer kleinen Anzahl von Interviews, so dass mit prägnanten Zitaten gearbeitet werden kann. Ich wandte diese Auswertungsform an.[30]

1.4 Quellen

Der empirische Teil meiner Arbeit beruht auf mündlichen Quellen – biographischen Interviews mit Südtiroler Frauen. Wie habe ich sie gefunden und wie gestaltete sich die Auswahl der Interviewpartnerinnen? Niemand besitzt eine Übersicht über die noch lebenden emigrierten Südtirolerinnen in der Schweiz. Ich tastete mich nach dem Schneeballsystem vor. Meine erste Anlaufstelle war Linard Candreia, Autor von «Hanna die Südtirolerin». Anfang April 2014 telefonierte ich mit ihm eine knappe Stunde und erhielt wertvolle Einstiegsinformationen sowie diverse Kontakte zu Frauen. Er nahm an, dass sie entweder bereit wären, aus ihrem Leben zu erzählen oder vor Ort weitere Frauen wüssten und mir als «Vermittlungsperson» bei meiner Suche behilflich sein könnten. So habe ich umgehend Kontakt aufgenommen mit dem eingewanderten Südtiroler und Präsidenten des «Südtirolervereins im Engadin», Anton Heinisch aus Scuol. Er wiederum vermittelte mir weitere Frauen im Unterengadin. Zudem waren mir zwei Personen in der Val Müstair behilflich: Eine Frau teilte mir telefonisch eine Liste noch lebender Südtirolerinnen im Tal mit und ein Mann, den ich persönlich kannte, nannte mir den Namen einer inte-

ressanten Südtirolerin, die ich dann auch interviewte. Verschiedene Einheimische, denen ich von meiner Arbeit erzählte, reagierten mit den Worten, «Dann musst du unbedingt noch mit Frau XY sprechen, sie kam auch aus dem Südtirol.» Diese Reaktionen bestätigten mir, dass es viele interessante Personen gab, die es zu interviewen lohnen würde.

Die erste Kontaktaufnahme mit den Frauen erfolgte telefonisch. So konnte ich mich jeweils kurz vorstellen und mein Interesse bekunden. Dass ich vor Ort Einheimische persönlich gut kannte, erleichterte es mir, mit den Frauen ins Gespräch zu treten, weil ich auf diese Bezug nehmen konnte. Durch meine Praktikumsstelle in der Tourismusorganisation in Scuol war ich mit der romanischen Sprache vertraut und kannte die Region. Am Telefon vereinbarten wir einen Interviewtermin. Die sechs Gespräche führte ich von Anfang Juni bis Ende Juli 2014. Ich durfte die Frauen in ihren Wohnungen besuchen. Einmal musste ich eine Strategie entwickeln, um das Gespräch in einem zweiten Anlauf führen zu können, denn beim ersten Mal öffnete die Frau die Türe leider nicht, weil sie einen Anruf erwartete. Schliesslich gelang es mir – nach Kontaktaufnahme mit ihrem Sohn, der mir auch schon für den ersten Besuch die Erlaubnis gegeben hat – sie in einem zweiten Anlauf eine Woche später zu treffen. Dazu begleitete mich eine Kollegin der Interviewpartnerin, um sicherzustellen, dass diese mich wirklich empfangen würde. Die Besuche bei den sechs Frauen dauerten von einer knappen Stunde bis zu drei Stunden.

Ich wählte die Frauen anhand von vier Kriterien aus. Das Hauptkriterium war, dass es sich erstens um Migrierte handelte, die dauerhaft in Graubünden sesshaft wurden. Zweitens wollte ich eine Altersdurchmischung erreichen, um verschiedene Wahrnehmungen erfassen zu können: Die älteste Frau hat Jahrgang 1922, die jüngste 1950. Drittens stammen alle aus dem grenznächsten Bereich des Südtirols, dem Vinschgau. Im Kontrast zum identischen Herkunftsgebiet wollte ich im Zielgebiet eine «geographische Diversität». Zwei Frauen haben sich in der Val Müstair niedergelassen, zwei im Unterengadin und zwei in anderen Teilen Graubündens: eine Frau im Oberengadin, eine andere Frau auf der Lenzerheide.

Die Interviewsituation verlief konkret wie folgt: Ich stellte mich kurz vor, erläuterte mein Vorhaben und verdeutlichte, dass ich nicht für eine Zeitung schreibe. Im Anschluss folgte ein erster Erzählimpuls. Ich erwähnte ausdrücklich, dass ich erst einmal nur zuhöre und die Interviewpartnerin nicht sofort Rückfragen erwarten dürfe und dass sie sich genügend Zeit nehmen solle. Diese wichtigen Hinweise entnahm ich einem Beispiel aus der Literatur[31], das ich für mein Interesse anpasste.

Der Leitfaden, an dessen Fragen ich mich orientierte, enthielt acht übergeordnete Themen. 1. Herkunft, 2. Grenzsituation, Schritt in die Schweiz, 3. Arbeit, 4. Familie, 5. Religion, 6. Heimat/Heimweh, 7. Soziale Beziehungen (Integration in dörfliche Gemeinschaft) und 8. Zweiter Weltkrieg/Option. Bei den Fragestellungen vermied ich Fachbegriffe, um die Resultate nicht zu verfälschen. Ich fragte stattdessen lieber: «Können Sie sich das erklären?» und versuchte wann immer möglich bildlich zu reden und auch ab und zu die Gefühlsebene anzusprechen in Form von «Wie-Fragen». Einige Fragen zur Illustration: «Was sind schöne Kindheitserinnerungen? Wo gingen Sie zur Schule und was machten Sie danach? Wie sah das Zimmer aus, in dem Sie wohnten? Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie an den Tag des Aufbruchs/der Reise denken? Bevor Sie in die Schweiz kamen – was haben Sie über sie gehört? Welche Arbeit verrichteten Sie? Wann heirateten Sie? Was bereitete Ihnen Mühe in der Schweiz oder was auch Freude?»

Für zwei der sechs Interviews erhielt ich von den Frauen die Erlaubnis, die Gespräche mit der Sprachmemofunktion des Handys aufzunehmen, wobei ich parallel dazu ein Stichwortprotokoll anfertigte, um während des Gesprächs aufgekommene Fragen zu einem späteren Zeitpunkt stellen zu können. Bei den anderen vier Gesprächen musste ich mir fortlaufend Notizen

28 Wierling: Oral History, 2003, S. 141.

29 Wierling: Oral History, 2003, S. 144–145.

30 Es ist schwierig, auf der Basis komplexer subjektiver Zeugnisse ein eindeutiges Forschungsergebnis mit einer «starken» These aufzustellen und diese zu «beweisen». «Nur wer an solche Eindeutigkeiten beim Schreiben von Geschichte ohnehin nicht glaubt und bescheidener lediglich einen gut begründeten, plausiblen Deutungsvorschlag machen will, kann ‹Oral History› wirklich produktiv nutzen.» Wierling: Oral History, 2003, S. 148.

31 Das Beispiel für eine sehr offene Eingangsfrage lautete: «‹Wir interessieren uns dafür, wie Menschen aus der DDR die Zeit des Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit erlebt haben. Wir interessieren uns für die ganze Lebensgeschichte und möchten Sie bitten, uns Ihre von der Geburt bis heute zu erzählen.› Um deutlich zu machen, dass man erst mal nur zuhören und später zum Erzählten nachfragen möchte, wird dies zu Beginn geklärt mit dem Nachsatz: ‹Wir hören erst mal nur zu, machen uns einige Notizen und fragen erst dann, wenn für Sie wichtige Erlebnisse und Erfahrungen erzählt sind. Sie können sich soviel Zeit lassen, wie Sie möchten›». Breckner: Zeitzeugen, 2012, S. 138.

machen, wobei ich Wert darauf gelegt habe, wortgetreu zu notieren. Die aufgenommenen Interviews transkribierte ich in die entsprechende Mundart. Bei der anschliessenden inhaltsbezogenen Auswertung habe ich die Namen der Frauen auf Wunsch anonymisiert, lediglich bei einer Person musste ich auch die Ortschaften unkenntlich machen.[32]

Das Durchführen der Interviews war für mich ein kontinuierlicher Lernprozess – im Sinne von «learning by doing» gewann ich mit jedem weiteren Gespräch an Vertrauen und verbesserte gewisse Dinge, die ich als nötig erachtete. Beispielsweise stellte ich fest, dass meine Karten mit den Fragen, die ich zu Beginn des Gespräches vor mir auf den Tisch legte, eher Furcht einflössten. Es erwies sich als sinnvoller, sie beiseitezulegen, damit die Frauen nicht eingeschüchtert waren. Die grösste Herausforderung war es denn auch, das Vertrauen zu gewinnen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Frauen gesprächsbereit waren.

Auf diese Einleitung folgt ein theoretischer Überblick in Kapitel zwei über die historische Migrationsforschung. Dabei stelle ich in einem ersten Schritt allgemeine Überlegungen zum Phänomen der Migration dar und fokussiere in einem zweiten Schritt spezifisch auf Migration im Alpenraum. Nach weiteren Ausführungen gehe ich im dritten Kapitel auf den Kontext der untersuchten Migration ein, in dem ich Charakteristika sowohl des Auswanderungslandes als auch des Einwanderungsgebiets erläutere. Im vierten Kapitel, das den empirischen Bezug herstellt, schreibe ich die Aussagen der sechs Frauen nieder, die ich in der Analyse im fünften Kapitel auswerte und die Ergebnisse mit den theoretischen Überlegungen verknüpfe. Im Schlusswort fasse ich die Hauptaussagen zusammen.

2 Theoretischer Hintergrund: Historische Migrationsforschung

2.1 Theorien zur Migration

Welche Erklärungen gibt es, weshalb Menschen von einem Ort aufbrechen und sich an einem neuen dauerhaft niederlassen? Der Migrationsbegriff entstammt dem lateinischen «migrare» und bedeutet wandern beziehungsweise wegziehen. Er wird meistens mit Wanderung oder Wanderungsbewegung übersetzt.[33] Die Vereinten Nationen verstehen Migration «als ein dauerhafter bzw. über ein Jahr hinausgehender Wohnortswechsel, der über die Grenzen des politischen Bezirkes hinausführt».[34] Die wissenschaftliche Erforschung des Phänomens Migration begann erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[35] Aufgrund verbesserter Transport- und Verkehrsbedingungen im 19. und 20. Jahrhundert werden sie auch «als die Jahrhunderte der umfangreichen Mobilität breiter Bevölkerungsschichten bezeichnet».[36] Binnenwanderungen in Europa waren häufiger als Überseemigration.[37] Besonders in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stieg die weltweite Mobilität stark an, obschon bereits die beiden Weltkriege mehrere Millionen Menschen zur Mobilität gezwungen hatten.[38] Die Migrationsforschung im europäischen Raum verharrte im Unterschied zu jener der USA in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg in einer Starre.[39]

Grundlegend in der Debatte um Migrationen ist die Frage, ob die Norm menschlichen Verhaltens Sesshaftigkeit oder Mobilität ist. Lange Zeit ging man davon aus, dass Mobilität und Wanderungsbewegungen eine Ausnahme darstellen. Der Soziologe Han meinte: «Die Vorstellung, dass Menschen sesshaft sind, ist nur im oberflächlichen Sinne zutreffend. In der Realität bleiben sie selten ein Leben lang dort, wo sie geboren sind. Sie sind in Bewegung und ständig auf der Suche nach neuen und besseren Lebensbedingungen und Lebensoptionen».[40] Der Historiker Lucassen schreibt, das Phänomen Migration «has to be regarded as a normal and structural element of human societies throughout history».[41] Der Historiker Lipburger hielt fest, dass man Migrationsprozesse nicht als aussergewöhnlich, sondern geradezu als Selbstverständlichkeit zu betrachten habe. «Im selben Mass wie die Mobilität bedarf in dieser Sicht die Sesshaftigkeit der Erklärung und Rechtfertigung.»[42] Auch die französische Historikerin Fontaine konstatierte, dass Sesshaftigkeit nicht a priori höher eingestuft werden dürfe als Migration.[43] So haben zahlreiche historische Studien gezeigt, «dass Sesshaftigkeit in früheren wie gegenwärtigen Gesellschaften eher die Ausnahme darstellt(e)».[44]

Das berühmteste und ökonomische Theoriemodell zur Erklärung, wieso Menschen migrieren, ist die ab den 1960er-Jahren angewendete Push-and-pull-Theorie. Sie basiert auf den im Jahr 1885 vom deutschen Demographen Ernst Ravenstein formulierten «Laws of Migration».[45] Man geht davon aus, dass Push-Faktoren Menschen veranlassen, ihre Herkunftsländer zu verlassen. Mögliche Faktoren sind Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, politische Konflikte oder ökologische

Katastrophen. Im Gegenzug werden diese Menschen von einer Region mit einer prosperierenden Wirtschaft angezogen. Ein solcher Pull-Faktor wäre beispielsweise ein boomender Arbeitsmarkt mit Erwerbsmöglichkeiten.[46] Oder anders gesagt: Wenn die gesellschaftlich-wirtschaftlichen Rahmen- und Lebensbedingungen als sehr einschränkend empfunden werden, können sie wanderungsbestimmend wirken (Push-Faktoren) und Menschen dazu veranlassen, andernorts nach als besser vermuteten Lebensbedingungen (Pull-Faktoren) zu suchen.[47] Abgesehen von staatlichen Grenzen überschreiten Migranten Grenzen unterschiedlichster Art, wie auch jene zwischen Sprachregionen, zwischen Land und Stadt oder zwischen Dorfgemeinschaften.[48]

In der Zwischenzeit kritisieren Historiker wie der deutsche Klaus Bade oder die französische Historikerin Laurence Fontaine diese neoklassische Theorie, da sie nur auf Angebot und Nachfrage von Arbeitskräften

Abb. 4: Der Dorfbrunnen im Unterdorf in Scuol (Fotosammlung Taisch).

32 Bei der Anonymisierung entschied ich mich für eine Variante aus der Literatur: «Daher wäre es besser, über die Erinnerungen von Frau M. zu schreiben.» Egger: Oral History, 2013, S. 27.

33 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 24. Die Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum unterscheidet zusätzlich Ein-/Auswanderung und Zu-/Abwanderung, was bei englischsprachigen Lesern zu Verwirrung führen kann. Korrekt übersetzt lautete es in Englisch emigration/immigration und in-migration/out-migration. Bade: Enzyklopädie, 2007, S. 20.

34 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 25.

35 Falch: Heimatfern, 2002, S. 17.

36 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 22.

37 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 22. Die transatlantische Auswanderung wurde erstmals ausführlich analysiert von Schelbert: Einführung, 1976. Er führt Überlegungen allgemeinerer Art zu den Ursachen von Wanderungsformen und zur Auswanderung als Prozess aus.

38 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 23. Eine Übersicht über diverse Migrationsbewegungen seit dem 17. Jahrhundert findet man bei Hoerder/Lucassen/Lucassen: Terminologien, 2007, S. 29. In der «Enzyklopädie Migration in Europa» schildert der Historiker Marc Vuilleumier im Artikel zur Schweiz einen Überblick von den Siedlungswanderungen im 17. Jahrhundert über die Zuwanderungen im 19. Jahrhundert bis zu den Folgen der beiden Weltkriege für das Migrationsgeschehen. Vuilleumier: Schweiz, 2007, S. 189–204. Münz: Migration, 2000, S. 177–188.

39 Erst ab den 1970er- respektive 1980er-Jahren fand ein Wiederbeginn in der Migrationsforschung statt. Dazu beigetragen haben der niederländische Historiker Jan Lucassen sowie der deutsche Historiker Klaus Bade, Professor für neueste Geschichte und Begründer des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien IMIS der Universität Osnabrück. Hahn: Migration, 2008, S. 74–75. Zur Vertiefung der Geschichte der Migrationsgeschichte und dem Unterschied zwischen der US-amerikanischen Forschung im 20. Jahrhundert und dem deutschsprachigen Raum, siehe ausführlich Dies.: Migration, 2008, S. 21–98.

40 Han: Soziologie, 2000, S. 18.

41 Hahn: Migration, 2008, S. 75.

42 Lipburgers Aussage zitiert in Mathieu: Migrationen, 2002, S. 105.

43 «[...] j'aimerais suggérer que la norme sédentaire, qui est au fondement des modèles migratoires traditionnels, est un topos qui s'est formé dès le début des temps modernes dans des luttes de pouvoirs et de représentations complexes entre migrants et sédentaires.» Fontaine: Données, 1998, S. 33.

44 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 16.

45 In den «Gesetzen der Wanderung» formulierte Ravenstein, Wanderungen seien ein Ergebnis einer Ungleichzeitigkeit von Angebot und Nachfrage an Arbeitskräften und den daraus resultierenden Lohnunterschieden. Die Arbeiter wanderten an den Ort mit den höheren Löhnen. Individuen migrierten aus Interesse an Gewinnmaximierung dorthin, wo sie aufgrund eines Ländervergleichs die grössten Nettovorteile erwarteten. Parnreiter: Theorien, 2000, S. 27. Er zitierte Ravensteins Originalquelle direkt, siehe Ravenstein: Laws, 1885, S. 167–277.

46 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 30–31.

47 Hoerder/Lucassen/Lucassen: Terminologien, 2007, S. 32.

48 Hoerder/Lucassen/Lucassen: Terminologien, 2007, S. 35. Geografische Grenzen waren bereits in früheren Jahrhunderten umstritten. Oftmals handelte es sich um breite Streifen öden Landes und nicht um klare Grenzlinien oder es überschnitten sich verschiedene Grenzen und somit Rechts- und Wirtschaftsräume. Die modernen Territorialstaaten bildeten sich erst an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert heraus. Haidacher: Herrschaft, 2001, S. 231–232.

sowie Lohndifferenzen abziele – auch weil nicht nur die Ärmsten migrieren und deshalb bezweifelt wird, ob Armut der primäre und auslösende Faktor für Migration ist.[49] Diese strukturell-analytische Lehre folge einem reduktionistischen Ansatz, welcher Lohnunterschiede als die wichtigsten Push- und Pull-Faktoren ansehe und «alle nicht messbaren kulturellen und emotionalen Aspekte der Aus- und Einwanderung jedoch nicht oder nicht zureichend berücksichtigte».[50] Die Kritiken resultierten in neuen Ansätzen und einem neuen Forschungsparadigma ab den 1980er-Jahren, das die kulturelle Komponente stärker gewichtet.[51] Bade bezeichnet Migration als einen umfassenden Kultur- und Sozialprozess in und zwischen geographischen und sozialen Räumen, der drei Dimensionen umfasse: Erstens die Ausgliederung in den Ausgangsräumen und deren Hintergründe, zweitens die vielgestaltigen Bewegungen zwischen Ausgangs- und Zielräumen und drittens die bei dauerhafter Zuwanderung beziehungsweise Einwanderung mitunter Generationen übergreifende Integration in den Zielräumen.[52] Die Wende in der Forschung trat vor allem durch die Untersuchung des Alltaglebens[53] von Familien ein. Wanderungsintentionen zielen nicht immer nur auf eine Verbesserung der Situation im neuen Gebiet, sondern auch auf jene in der Herkunftsgesellschaft. Eine hohe Bedeutung haben bis in die Gegenwart Geldüberweisungen von Migranten an zurückbleibende Familienmitglieder.[54] Dennoch wird die Push-and-pull-Theorie als Argument noch heute verwendet. Ich denke, dass sie aufschlussreich ist im Hinblick auf Konjunkturschwankungen zwischen einzelnen Ländern, die ein ökonomisches Gefälle zwischen Herkunfts- und Zielgebiet bewirken.[55]

Neben dem ökonomischen Makromodell und dem kulturellen Ansatz stelle ich als dritter Erklärungsversuch den narrativen Ansatz auf der Mikroebene vor. Mit dem «narrative turn» distanzierte sich die Wissenschaft von einer reinen Begriffsgeschichte, hin zu einer konstruktivistischen Sicht auf Geschichte. Indem man sich Dinge erzählt, erklärt man nicht einfach Geschichte, sondern macht sie selbst.[56] Die Art und Weise, wie Menschen über etwas reden, stellt eine Realität per se dar und ist in ein Narrativ eingebettet. Das Erzählen erfährt eine Aufwertung und wird verstanden als Verfahren von Sinnzuschreibung des Menschen zur Welt und seinem eigenen Dasein. Ereignisse, speziell auch Alltagserzählungen, können in zeitliche Zusammenhänge eingebunden werden – die Beschreibung von Narrativ lautet denn auch «a spoken or written text giving an account of an event/action or series of events/actions, chronologically connected».[57] Die Sinnbildung ist eine zentrale Bedeutung von Narrativen im sozialen Zusammenleben: «[...] narrative is the main form of social life because it is the main device for making sense of social action.»[58] Narrative als «alternative mode of knowing» ermöglichen es, einzelnen Erlebnissen eine zusammenhängende Bedeutung geben zu können.[59] Alle Menschen verfügten über Narrative: «[...] narrative is international, transhistorical, transcultural: it is simply there, like life itself.»[60]

Kulturelles Wissen in Form von Narrativen erachte ich als bedeutungsvoll für migrationshistorische Vorgänge. Menschen, die sich von einem Ort zu einem anderen bewegen und dort niederlassen, legitimieren ihre Beweggründe anderen gegenüber mit grösseren Erzählungen, die auch für andere nachvollziehbar sind. Dies trifft insbesondere auf die biographischen Interviews mit den Frauen zu: «As to the first narrative (that of an individual history), its importance is connected with the fact that in order to understand their own lives people put them into narrative form – and they do the same when they try to understand the lives of others. Thus actions acquire meaning by gaining a place in a narrative of live».[61] Auch in der Oral History werden Antworten oft in ein Narrativ eingebettet: «Indeed, in many cases, answers given in an interview are spontaneously formed into narratives. This is usually the case of interviews aiming at life histories [...]».[62]

2.2 Migration im Alpenraum

Was ist das Spezifische an der Migration in den Alpen? Das Bild von der «fabrique d'hommes à l'usage d'autrui», wonach die Emigration auf die Überbevölkerung des Berggebiets und dessen spärliche Ressourcen zurückzuführen sei, wie es der französische Historiker Fernand Braudel formulierte, wurde von der modernen Forschung kritisiert.[63] Diese demographische Begründung des Dichtephänomens als Abstossbewegung – die magere Ressourcenausstattung des Berggebiets hätte zur Übervölkerung geführt und die Abwanderung der Menschen unumgänglich gemacht – ist ambivalent und wird als Erklärung in der Migrationsforschung wenig stark gewichtet.[64] Eine Verdichtung der Bevölkerung in einem bestimmten Gebiet aufgrund hoher Kinderzahlen konnte zwar ein Grund für Auswanderung sein, gleichzeitig hätte dies aber auch eine Agrarintensivierung, Marktbildung und Urbanisierung vorantreiben

Abb. 5: Ramosch (Fotosammlung Taisch).

und damit einhergehend auch eine Einwanderungsbewegung veranlassen können.[65]

Der Historiker Franz Mathis zählt verschiedene Systematisierungsmöglichkeiten von Migrationen in den Berggebieten auf. Er unterscheidet sie erstens nach den ihnen zugrunde liegenden Motiven, zweitens nach der zeitlichen Dauer und drittens nach der räumlichen Distanz, die überwunden wurde. Das Kriterium der Dauer der Wanderungen teilt er in drei Gruppen auf: Die erste umfasst relativ kurze Wanderungen, die von einem bis mehrere Tage dauern, die zweite bilden saisonale oder temporäre Wanderungen von einigen Monaten bis zu einigen Jahren und die dritte Gruppe umfasst endgültige oder definitive Wanderungen. Am häufigsten waren die kurzen Wanderungen der ersten Gruppe, beispielsweise der wöchentliche Weg zur Arbeit in eine Fabrik.[66] Besser erforscht ist die zweite Gruppe der saisonalen und temporären Wanderungen, die mit mangelnden Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten begründet wird und einem strukturellen Ungleichgewicht

49 Hahn: Migrationsforschung, 2012, S. 30–31. Englischsprachige Kritiken der Push-and-pull-Theorie sind beispielsweise «there is more to labor migration than a response to wage differentials» oder neoklassische Theoreme «assume too readily a rational choice model of the world.» Parnreiter: Theorien, 2000, S. 45.

50 Hoerder/Lucassen/Lucassen: Terminologien, 2007, S. 34.

51 Fontaine versteht Migration als kulturelles Phänomen – die ökonomische Theorie sei kritisch zu hinterfragen: «[…] ces postulats sont possibles pour le 20e siècle – quoiqu'il mériteraient aussi examen –, mais ils restent problématiques pour l'Europe ancienne.» Fontaine: Données, 1998, S. 26.

52 Bade: Enzyklopädie, 2007, S. 21. Auch Integration wird als ein Kultur- und Sozialprozess verstanden, der bis zu drei Generationen umfassen kann. Ebd., S. 23. Es ist ein langfristiger, schrittweiser und alltäglicher Anpassungsprozess. Hoerder/Lucassen/Lucassen: Terminologien, 2007, S. 46.

53 Für Ausführungen zur Alltagsgeschichte siehe die Aufsätze von Lüdtke: Einleitung, 1989, S. 9–47 und Wierling: Alltagsgeschichte, 1989, S. 169–190.

54 Oltmer: Migration, 2010, S. 2.

55 Ein aktuelles Beispiel ist das Interview mit dem ehemaligen ETH-Professor Jürg Martin Gabriel in der NZZ am Sonntag zur Problematik, dass Flüchtlinge von Nordafrika mit Booten über das Mittelmeer nach Italien flüchten. Er erklärt diese Migrationsbewegung mit Push- und Pull-Faktoren. Merten: Italien, 2014, S. 8.

56 Bereits Anfang der 1970er-Jahre nahm der Historiker Hayden White in Anspruch «that there can be no discipline of history, only of historiography, as historians emplot the events into histories instead of ‹finding› them». Czarniawska: Narratives, 2004, S. 2.

57 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 17.

58 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 11. Wobei gilt: «[…] sensemaking is a retrospective process, requiring time […].» Ebd., S. 23.

59 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 6 ff.

60 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 1.

61 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 5.

62 Czarniawska: Narratives, 2004, S. 51.

63 Deutsch übersetzt bedeutete dies: «Das Gebirge ist eine Fabrik, die Menschen produziert – Menschen zum Gebrauch durch andere.» Und anders ausgedrückt: «Obendrein sind die Berge oft überbevölkert oder jedenfalls im Verhältnis zu ihren Reichtümern zu dicht besiedelt.» Zitiert in Mathieu: Bevölkerungsdichte, 1999, S. 126. Fontaine kritisiert an der Raumdynamik von Fernand Braudel und dem ökonomischen Modell der Push-and-Pull-Theorie, dass sie «atomisent le corps social et produisent des modèles fondés sur une économie dégagée des contextes politiques et des structures des relations sociales». Fontaine: Données, 1998, S. 26, «le rôle de l'État et des institutions dans le choix des lieux de la migration est occulté par ces modèles strictement économiques». Ebd., S. 28.

64 Mathieu: Dimension, 2011, S. 65.

65 Mathieu: Bevölkerungsdichte, 1999, S. 128. Eine kurze Bilanz zur historisch-demographischen Forschung und deren Implikationen für Migrationsstudien wird im Aufsatz von Viazzo gezogen. Viazzo: Migrazione, 1998, S. 37–48. Er lässt schwerwiegende Zweifel am Bild aufkommen, wonach die alpine Bevölkerung kontinuierlich ihre Überschüsse ins Flachland schicken musste.

66 Mathis: Mobilität, 1998, S. 16.

Abb. 6: Frauen arbeiteten in der Landwirtschaft mit (Fotosammlung Taisch).

zwischen vorhandenen Ressourcen und der daraus zu ernährenden Bevölkerung. Diese These der Auswanderung aus Not wurde von Laurence Fontaine in Frage gestellt. Sie spricht von einer «émigration de la réussite» und meint damit «die Hoffnung und die Erwartung, ausserhalb des eigenen Tales nicht nur überleben zu können, sondern sogar zu einem höheren Lebensstandard zu gelangen als es zu Hause möglich gewesen wäre [...].»[67] Damit lässt sich erklären, weshalb gewisse Gegenden Aus- und Einwanderungsgebiete sein konnten: Arbeitsplätze, die für Zuwanderer zum Überleben ausreichten, waren den Einheimischen zu wenig lukrativ, weshalb sie auswärts Erwerbsmöglichkeiten suchten, die besser bezahlt wurden.[68] Diese zirkuläre Migrationsbewegung im Alpenraum trifft meines Erachtens auch auf Graubünden und Südtirol zu. Jene Bündner, die nicht im einheimischen Gastgewerbe arbeiten wollten, wanderten ins Unterland ab und wurden von Südtirolern ersetzt. In Südtirol wiederum setzte eine Zuwanderung aus dem Trentino ein.[69] Der Historiker Diego Leoni beschreibt diese zirkuläre Migration: «[...] die Gebirgsregionen waren auf diese Art wie ein kreisförmiges System sich ineinander ergiessender Gefässe miteinander vernetzt. Wenn ein Gebiet von den dort ansässigen Arbeitern verlassen wurde, rückten sofort andere nach: So wanderten die Bewohner des Trentino nach Südtirol und nach Vorarlberg aus, die Vorarlberger und die Südtiroler hingegen in die Schweiz und nach Deutschland, die Venetier ins Trentino.»[70] Für das Verständnis von Migration in den Berggebieten und der kreuzweise verlaufenden Bewegungen erachte ich es als wichtig, dass im Unterschied zu älteren Ansätzen wie beispielsweise der Push-and-pull-Theorie nicht mehr die Nation, sondern die Region als «eine geschlossene, von der Umwelt durch eine spezifische Wirtschafts- und Sozialstruktur unterschiedene geographische Einheit»[71] im Vordergrund stehen sollte. Ein tieferes Raumniveau steht im Mittelpunkt – nicht mehr ganze Staaten oder das gesamte Gebirgsmassiv werden zu einer homogenen Untersuchungseinheit.[72] Abschliessend

Abb. 7: Frau beim Schafscheren, 1900–1950 (Staatsarchiv Graubünden, FN XXV/833).

eine Bemerkung zur dritten Gruppe der endgültigen Auswanderungen: Sie wurden meistens nicht von vornherein geplant, sondern resultierten häufig aus einer temporären Wanderung.[73] Aus dieser dritten Gruppe wählte ich die Interviewpartnerinnen aus: Alle sechs Frauen sind endgültig in die Schweiz immigriert.[74] Bevor ich sie aber präsentiere, schildere ich die Kontexte des Aus- und Einwanderungsgebiets sowie zunächst die Relevanz von auf Frauen fokussierten Studien.

2.3 Frauen im Fokus

Frauen als Migrantinnen kamen in der historischen Wanderforschung nur selten vor und falls doch, so wurden sie als Abhängige von Männern, als Mit- oder Nachwandernde wahrgenommen und nicht als eigenständige oder allein Wandernde.[75] Ab den 1980er-Jahren wurde von Wissenschaftlerinnen darauf aufmerksam gemacht, dass Frauen in der Migrationsforschung

67 Mathis: Mobilität, 1998, S. 18.

68 Mathis: Mobilität, 1998, S. 18. Anders formuliert: «Das Berggebiet war demnach imstande, einen gewissen Arbeitsmarkt anzubieten, dem die Einheimischen zwar auswichen, der aber von den Fremden sehr wohl geschätzt wurde.» Ceschi: Migration, 1994, S. 54.

69 Siehe die beiden Aufsätze von Leoni: Schmetterlingsgruppen, 1994, S. 167–182 und Mezzalira: Süden, 1991, S. 201–220. Während Südtiroler ins Ausland abwanderten, trafen gleichzeitig Tausende von Italienern in den Städten ein, wo sie Stellen im öffentlichen Dienst besetzten, was die sozialen und ökonomischen Strukturunterschiede der beiden Sprachgruppen der Deutschen und Italienern vertiefte. Besonders in der Landeshauptstadt war die Wohnungsnot akut. Mezzalira: Süden, 1991, S. 203.

70 Leoni: Schmetterlingsgruppen, 1994, S. 171.

71 Mathieu: Migrationen, 2002, S. 108.

72 Dennoch sollte der Begriff der «Region» nicht überbewertet werden, weil sich lokale, regionale und überregionale Wanderungsformen überlappten und vermischten. Mathieu: Migrationen, 2002, S. 109.

73 Mathis: Mobilität, 1998, S. 20.

74 Zur Thematik von Frauen und Migration im Alpenraum beachte man auch den Aufsatz von Grandi: Emigrazione, 1998, S. 49–62.

75 Hahn: Migration, 2008, S. 85 und Dies.: Frauen, 2000, S. 77–96.

unsichtbar waren.[76] Sie forderten, den Blick «auf weibliche Wanderungswege, auf die je spezifischen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen in deren Herkunfts- und Ankunftsorten zu lenken. Allgemeiner formuliert sind neben den Aspekten der Klasse und der Ethnizität auch das Geschlecht in die Migrationsforschung mit einzubeziehen.»[77] Der Anstoss kam aus der Frauen- und Geschlechterforschung[78] und führte seit den 1990er-Jahren zu einem Perspektivenwechsel in der Migrationsforschung. Künftig sollte die Perspektive auf kleinere Untersuchungsgruppen gelegt werden und zu diesem Zwecke Familien- und Haushaltskonstellationen sowie die Situation und Rolle von Frauen und Männern in den Mittelpunkt gerückt werden.[79] Frauen finden andere soziale, rechtliche und erwerbsmässige Bedingungen vor als Männer, wodurch sich für die Frauen andere Erfahrungen und Konsequenzen ergeben. Dies ist ein Resultat der entlang der Geschlechterlinien verlaufenden Segmentierung von Arbeitsbereichen und der gesellschaftlich zugewiesenen Rollen und Positionen. Das hat die Ausrichtung an Werten und Normmassstäben zur Folge, die – vom Erwerbseinkommen bis zu rechtlichen Rahmenbedingungen – auf männliche Lebens- und Arbeitszyklen ausgerichtet sind. Das bedeutet, dass die Definition von Frauen über ihre Männer Auswirkungen auf das Leben von Migrantinnen haben kann, von wirtschaftlichen Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt bis hin zu rechtlichen im Bereich der Gesetzgebung.[80] Frauen treten nicht nur als passive Begleiterinnen ihrer Männer auf, sondern begeben sich als aktive Subjekte mit positiven Zukunftswünschen an einen neuen Ort.[81]

2.4 «Fremd»: eine Annäherung

Sich Gedanken über das Fremde zu machen, erachte ich als relevant und interessant, denn wenn wir – wie in den biographischen Interviews – über Integration und Grenzüberschreitung reden, so steht dahinter die Prämisse, dass wir eine Person implizit anders wahrnehmen als uns selbst: Es geht um die Beziehung fremd – eigen.[82]

Für «Fremdheit» wird in der Literatur oft «Differenz» als Synonym verwendet, jedoch ist eine Unterscheidung sinnvoll: Differenz kann auf einer Skala von identisch – ähnlich – anders gemessen werden, dahingegen «ist Fremdheit keine objektive Grösse oder Eigenschaft, sondern eine Interpretation von Andersheit. Es gibt in diesem Sinn keine fremden Personen, sondern Personen, die einem fremd sind. Fremdheit beschreibt die Beziehung des Betrachters zum Betrachteten, und sie beruht auf Wechselseitigkeit. Der Zuziehende ist in der Gastkultur genauso fremd, wie es die Einheimischen für den Zuziehenden sind.»[83] Was uns als fremd erscheint, ist abhängig von der Kultur – wie wir Menschen leben und was wir aus uns machen – und somit wird Fremdheit eine Problematik des «Der-Kulturzugehörig- oder des Von-der-Kultur-ausgeschlossen-Seins».[84] Dazwischen gibt es keine feste Trennlinie, und schliesslich wandelt sich Kultur auch, weshalb der Begriff «fremd» eine doppelte Bedeutungsrichtung erhält. Zum einen das normativ Fremde – aufgrund kultureller Normen nicht Zugehörige – wie Religion, Sprache, Werte, Normen oder Arbeitsformen. Zum anderen das kognitiv Fremde – das aus subjektiver Perspektive als unbekannt Empfundene – wie Heimatgefühle und Träume.[85]

Der Soziologe Georg Simmel lieferte eine der bekanntesten Definitionen des Fremden: «Es ist hier also der Fremde nicht in dem bisher vielfach berührten Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.»[86] Erst die Entscheidung, bleiben zu wollen, statt zu seinem Herkunftsort zurückzukehren, macht den Gekommenen als Fremden aus.[87]

3 Kontext der Migration: woher – wohin?

3.1 Auswanderung aus Italien: Südtirol

Welche gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und politischen Entwicklungen prägten in der Mitte des 20. Jahrhunderts das Südtirol?[88] Ich beginne bei der Annexion Südtirols Ende des Ersten Weltkriegs. Bis dahin gehörte das fast hundertprozentig deutschsprachige Südtirol zu Österreich. Nach dem Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und Italien wurde es Letzterem als Kriegsbeute zugeschlagen. Bis Ende Juli 1919 unterstand Südtirol einer Militärregierung, war vom Ausland und von Österreich abgeriegelt von jeglichem Personen- und Warenverkehr. Nach dem Vertrag von Saint Germain 1919 wurde die österreichisch-italienische Grenze nicht entlang der

Abb. 8: Bäuerinnen bei der Heuarbeit nahe der Salitter Hütte, Kandelsberg (Sarntal), 5. Juli 1941 (Südtiroler Landesarchiv, Bildarchiv Mario und Benjamin Geat).

Sprachgrenze südlich von Salurn gezogen, sondern am Brenner, dem Alpenpass.[89] Damit entstand ein Dauerproblem, weil in Südtirol drei sprachlich verschiedene Gemeinschaften leben: Deutsche, Ladiner und Italiener. Das Verhältnis blieb langfristig ziemlich konstant bei rund zwei Dritteln Deutschen und Ladinern zu einem Drittel Italiener.[90]

Südtirol wurde am 10. Oktober 1920 per Gesetz offiziell von Italien annektiert und die Bevölkerung aufgefordert, das Schicksal mit Ruhe und Würde zu ertragen.[91] Die anschliessende faschistische Südtirolpolitik zielte bis 1938 darauf ab, die Minderheit zu entnationalisieren.[92] Zuerst wurde ihr die Sprache weggenommen: Der Gebrauch der italienischen Sprache wurde in der öffentlichen Verwaltung ab dem 23. Oktober 1923 vorgeschrieben, beispielsweise durften Fahrpläne nur noch in italienischer Sprache erscheinen. Italienisch war ab dem 25. September 1925 die einzige zulässige Gerichtssprache. Die deutschsprachige Presse wurde ausgeschaltet und das deutsche Schulsystem zerstört. Die Italianisierung der Schule schritt jährlich voran, 1928 war Italienisch in 760 Klassen die einzige Unterrichtssprache.

Ein weiterer Einschnitt in der Geschichte Südtirols stellte die Option dar: 1939 wurden zwischen dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und dem faschistischen Italien Verträge abgeschlossen: Die Südtiroler und Südtirolerinnen mussten sich bis Ende des Jahres 1939 zwischen der deutschen und italienischen Staatsbürgerschaft entscheiden. Die erste Variante bedeutete die Umsiedlung ins Reich, welche auch Rücksiedlung genannt wurde.

76 Hahn: Migration, 2008, S. 94.
77 Hahn: Migration, 2008, S. 94.
78 Zur Entstehung der Frauen- und Geschlechtergeschichte siehe die gleichnamigen Artikel von Habermas: Frauen- und Geschlechtergeschichte, 2002, S. 231–245; und Conrad: Frauen- und Geschlechtergeschichte, 2003, S. 230–293.
79 Hahn: Migration, 2008, S. 95.
80 Hahn: Migration, 2008, S. 98. Am Erwerbsort sei die Assimilation an die örtliche Kultur besonders jener Frauen gesichert, welche sich meist infolge Heirat endgültig niederliessen, auch wenn sie dann weiterhin in ihren ursprünglichen Kulturmustern lebten. Grandi: Valsugana, 1994, S. 321.
81 Zur Vertiefung empfiehlt sich die Lektüre von Krauss: Frauen, 2001; Kofman: Gender, 2000; Apitzsch: Migration, 2003; sowie Aufhauser: Migration, 2000, S. 97–122.
82 In diesem interdisziplinären Abschnitt verweise ich auch auf die Ethnologie und Soziologie, denn nebst der Geschichte und Philosophie erachten sie es ebenfalls als ihre Aufgabe, Fremdes zu erforschen. Trotzdem fehlt bis anhin eine adäquate Definition, geschweige denn ein interdisziplinär theoretischer Ansatz. Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 72.
83 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 72.
84 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 72.
85 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 73.
86 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 74.
87 Han: Soziologie, 2000, S. 210. Als weiterführende Literatur beachte man Wierlacher: Kulturthema, 1993. Ganz nach Simmels Definition wurden als Interviewpartnerinnen in der vorliegenden Arbeit Frauen ausgewählt, welche nicht nur vorübergehend anwesend waren, sondern sich langfristig niedergelassen haben.
88 Zur Geschichte des Südtirols sind unzählige Publikationen erschienen. Eine aktuelle Übersicht bietet das Buch des deutschen Historikers Rolf Steininger: Südtirol, 2012.
89 Einem Grossteil der Südtiroler wurde gemäss den Bestimmungen dieses Friedensvertrages die italienische Staatsbürgerschaft zuerkannt. Kiem: Aufbruch, 1991, S. 245.
90 Falch: Heimatfern, 2002, S. 33.
91 Steininger: Südtirol, 2012, S. 7–15.
92 Steininger: Südtirol, 2012, S. 35–69.

Die zweite Variante beinhaltete den Verbleib in der Provinz unter Verzicht auf jeglichen Minderheitenschutz. Rund 86% der Südtiroler Bevölkerung, also zirka 200 000 Personen, entschieden sich für die deutsche Staatsbürgerschaft. Erste Einzelumsiedlungen begannen noch im Herbst 1939. Bereits zum Zeitpunkt des deutschen Einmarsches in Italien im September 1943 wurden sie aber wieder eingestellt.[93] Während dieser vier Jahre siedelten lediglich rund 76 000 Südtiroler tatsächlich ins Deutsche Reich um. 1948, drei Jahre nach Kriegsende, bestand die Möglichkeit, wieder nach Südtirol zurückzukehren und die italienische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Ab 1943 siedelten vorerst illegal und ab 1948 legal zwischen 15 000 und 25 000 Personen nach Südtirol zurück.[94] Somit waren die ersten Nachkriegsjahre primär von der Rücksiedlung und nicht von der Abwanderung von Südtirolern gekennzeichnet.[95]

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg verblieb Südtirol bei Italien. Ein Jahr nach Kriegsende anlässlich der Friedenskonferenz im Sommer 1946 in Paris schlossen der österreichische Aussenminister Karl Gruber und der italienische Ministerpräsident Alcide De Gasperi den sogenannten Pariser Vertrag ab. Er war Teil des italienischen Friedensvertrages, der im September 1947 in Kraft trat und der den deutschsprachigen Südtirolern Gleichberechtigung und Autonomie versprach.[96] Die zweite Hälfte der 1950er- und erste Hälfte der 1960er-Jahre waren sehr spannungsreich für das Südtirol. Die UNO beschäftigte sich in zwei Resolutionen 1960 und 1961 mit dem Südtirol.[97] Erst 1992 wurde der Konflikt zwischen Österreich und Italien vor der UNO offiziell beendet.[98] Im Folgenden gehe ich auf den wirtschaftlichen Strukturwandel genauer ein und zeichne den Prozess der Umstrukturierung nach, wie er die bäuerliche Gesellschaft verspätet ab den 1950er-Jahren massgeblich geprägt und verändert hat.

Abb. 9: Glieshof im Matschertal, Südtirol (Toni Heinisch).

Die Ausgangslage nach dem Zweiten Weltkrieg war so, dass 70% der deutsch- und ladinischsprachigen Bevölkerung Südtirols in der Landwirtschaft arbeitete. Dazu beigetragen hat nicht zuletzt auch die Option: Weil viele Arbeiterfamilien umsiedelten, konnte sich keine lokale Industriekultur etablieren.[99] Dieser hohe Prozentsatz ist aber trügerisch, weil es nicht für alle Personen genügend Arbeit gab und viele die Höfe nur deshalb nicht verliessen, weil keine andere Verdienstmöglichkeit existierte. Prägend war auch die «patriarchale Struktur der bäuerlichen Familie und der ländlichen Gesellschaft insgesamt, die im Allgemeinen für die Frauen ungünstigere Lebens- und Arbeitsbedingungen schuf als für die Männer».[100] Kleinbauern waren oftmals auf eine Art Mischerwerb angewiesen. Das bedeutete, dass der unzureichende Ertrag des Hofes durch andere Tätigkeiten ergänzt wurde.[101] In der bäuerlichen Familienwirtschaft verrichteten die Frauen einen grossen Teil der Arbeit und Kinderarbeit war alltäglich, vor allem in der Erntezeit. Die Mädchen sollten möglichst schnell erwachsen werden, um vollwertige Arbeitskräfte abzugeben, denn sobald eine jüngere Schwester die Kindererziehung und Hausarbeit übernehmen konnte, musste die ältere Schwester Arbeit ausser Haus finden.[102] In den Berggebieten und bei Kleinbauern setzte der Umstellungsprozess von der traditionellen Selbstversorgung, der Subsistenzwirtschaft, auf eine moderne Marktwirtschaft erst ab den 1950er-/1960er-Jahren ein mit sich ändernden Wirtschafts-, Arbeits- und Lebensbedingungen. Obschon ein erster Traktor bereits 1922 im Einsatz war, hielt die Technik in Südtirol nicht überall gleichzeitig Einzug. Die traditionelle bäuerliche Selbstversorgung mit Viehhaltung, Getreide-, Mais- und Kartoffelanbau blieb weitgehend erhalten, ebenso wie die Arbeitsteilungen in der bäuerlichen Grossfamilie. Ein massiver Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten begann Mitte der 1950er-Jahre, da viele ausserhalb der Landwirtschaft attraktivere und besser entlohnte Arbeitsplätze fanden.[103] Mitte der 1960er-Jahre waren mindestens 2000 Kleinbauern gezwungen, ihre Höfe aufzugeben, «weil sie die Kosten zur Rationalisierung der Bewirtschaftung nicht tragen konnten. Überdurchschnittlich betroffen waren die Bauern des oberen Vinschgaus.»[104]

Auch die Schul- und Berufsausbildung war in den 1950er-Jahren in Südtirol ein gravierendes Problem, weil sie nach der Zerstörung durch den Faschismus seit den 1920er-Jahren nach 1945 komplett neu aufgebaut werden musste. Erst 1955 wurde ein Lehrlingsgesetz erlassen, jedoch blieb auch danach vieles ungeregelt, weil in Italien Lehrverträge nicht schriftlich abgeschlossen werden mussten. So standen gerade mal 8% der Südtiroler Jugendlichen Mitte der 1950er-Jahre in einer Berufsausbildung, «11,8% der Schüler mit deutscher Umgangssprache besuchten eine weiterbildende Schule – gegenüber 35,6% derjenigen mit italienischer Umgangssprache oder 29,1% in Nordtirol.»[105] Dieses enorme Ausbildungsdefizit war nicht nur auf ein mangelndes Angebot zurückzuführen. Vielen Eltern fehlte die Bereitschaft, ihren Kindern eine Berufsausbildung zu ermöglichen und damit auf deren Arbeitskraft in Haus und Hof zu verzichten. Die Landwirtschaft war damals noch primär auf Selbstversorgung ausgerichtet und arbeitsintensiv, da aufgrund fehlender Mechanisierung Handarbeit vorherrschte. Zudem konnten in Betrieben des Fremdenverkehrs ungelernte Kräfte verwendet werden.[106] Für viele junge Frauen waren Haushaltungsschulen lange Zeit der einzige Zugang zu einer schulischen Ausbildung. Dort lernten sie hauswirtschaftliche Tätigkeiten und wurden auf ihre Bestimmung als Hausfrau und Mutter vorbereitet.[107] Vor allem Töchter von Kleinbauern wählten den Weg aus der Hofgemeinschaft über die Stadt, wo sie in ein Lohnarbeitsverhältnis wechseln konnten.[108]

Die ethnische Segmentierung der Südtiroler Wirtschaftsstruktur ist ein wichtiger Aspekt. Sie wurde durch die faschistische Beschäftigungspolitik gefördert, die zwecks Italianisierung des Landes nach dem Ersten Weltkrieg die deutschsprachige Bevölkerung aus dem Staatsdienst ausgrenzte und die Ansiedlung italienischer Immigranten zur Industrialisierung forcierte. Deshalb war die italienischsprachige Bevölkerung «lange vorwiegend im produzierenden Gewerbe und der öffentlichen Verwaltung, die deutschsprachige hingegen in der Landwirtschaft, im Handel und im Fremdenverkehr erwerbstätig».[109] Zur Illustration: Bei der Volkszählung von 1961 waren in der Landwirtschaft 91,1% Deutschsprachige tätig und lediglich 4,7% italienischer und 4,2% ladinischer Sprache. Genau umgekehrt war das Verhältnis in der öffentlichen Verwaltung: 23,4% sprachen deutsch, 75,4% italienisch und gar nur 1,2% ladinisch.[110]

Nochmals zurück zur fehlenden Industrialisierung: Der Aufbau einer bodenständigen Industrie wurde auch verhindert, weil wegen der zwischen 1939 und

93 Diese Vorgeschichte bis 1943 ist ein tabuisiertes Thema. Keine der sechs interviewten Frauen sprach von sich aus die Option an.

94 Schweitzer: Wahrnehmung, 1998, S. 355–356. Im selben Aufsatz wird im Rahmen eines Fallbeispiels ein biographisches Interview ausgewertet, welches sich mit der Wahrnehmung der Option befasste. Verschiedene Gespräche mit Südtiroler Zeitzeugen darüber, wie sie die Option erlebten, sind festgehalten im Aufsatz von Marseiler: Gespräch, 1989, S. 115–163. Für weiterführende Informationen zur Option beachte man den ausführlichen Aufsatz von Steurer: Option, 1989, S. 15–114.

95 Falch: Heimatfern, 2002, S. 14. Für die Südtiroler Nachkriegsgesellschaft stellten die teils zurückgekehrten Deutschlandoptanten ein politisches und soziales Problem dar. In ihrer Studie zeigt Falch einen Zusammenhang zwischen Um- und Rücksiedlung und der späteren Arbeitsmigration. Je später die Rücksiedler ihre Rückoptionsgesuche einreichten, also je länger ihre Abwesenheit gedauert hatte, desto mehr wurden sie in der Heimat als Fremde angesehen, welche die Konkurrenz am Arbeits- und Wohnungsmarkt verschärften; viele der Rückkehrer waren stigmatisiert. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass der Anteil der Arbeitsmigranten bei den jungen Südtirolerinnen und Südtirolern aus Rücksiedlerfamilien markant höher lag als unter den Jungen aus Familien, welche in Südtirol geblieben sind. Falch: Heimatfern, 2002, S. 15–16.

96 Falch: Heimatfern, 2002, S. 13.

97 Falch: Heimatfern, 2002, S. 14. Ab 1955 lässt sich von einer Abwanderung der Südtiroler ins Ausland in grösserem Masse sprechen, bis dahin war die Zahl eher gering. Während ungefähr eines Jahrzehnts blieb die Arbeitsmigration ein Massenphänomen. Falch: Heimatfern, 2002, S. 17.

98 Falch: Heimatfern, 2002, S. 14–15.

99 Falch: Heimatfern, 2002, S. 18. Industriebetriebe konzentrierten sich auf die Städte, wie beispielsweise Bozen, jedoch beschäftigten diese in erster Linie italienischsprachige Männer.

100 Falch: Heimatfern, 2002, S. 19.

101 Pan/Rösch: Arbeit, 1991, S. 17.

102 Ralser/Verdorfer: Arbeitsplätze, 1991, S. 114–115.

103 Holzer: Revolution, 1991, S. 36 ff.

104 Holzer: Revolution, 1991, S. 43.

105 Falch: Heimatfern, 2002, S. 19.

106 Falch: Heimatfern, 2002, S. 19. Die soeben aufgeführten Schwierigkeiten können in der ökonomischen Theorie zur Erklärung von Migration als Push-Faktoren bezeichnet werden.

107 1913 entstand in Sterzing Südtirols erste Haushaltungsschule. Ralser/Verdorfer: Arbeitsplätze, 1991, S. 104.

108 Dieses Verhältnis war häufig nur ein Übergangsstadium zur ausserhäuslichen Erwerbsarbeit. «Bis in die 50er- und 60er-Jahre gehörte die Hausangestellte gerade in Südtirol zu einer der wesentlichsten Berufsgruppen für Frauen». Ralser/Verdorfer: Arbeitsplätze, 1991, S. 115. Zur Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in Südtirol beachte man den ausführlichen Aufsatz ebd., S. 99–127.

109 Pircher: Potenz, 1991, S. 136.

110 Die Tabelle der Berufstätigen nach Sprachgruppen findet man bei Atz: Grenzen, 1991, S. 156.

1943 ausgesiedelten Optanten Arbeitskräfte dazu fehlten. Die Bozner Industriezone, die sich in den 1930er-Jahren etablierte, galt als «Symbol für Italianisierung, Proletarisierung und Landschaftsverunstaltung».[111] Dieser Umstand der schwach entwickelten Industrie Mitte des 20. Jahrhunderts erachte ich als wichtig für das Verständnis der Migration, denn dadurch wurde das Einkommensniveau vor allem auf dem Lande und somit der deutschen Bevölkerung gedrückt. Aufgrund der Überbesetzung mit Arbeitskräften in den landwirtschaftlichen Betrieben besonders der Bergregionen herrschte latente Arbeitslosigkeit. Mangels beruflicher Ausbildung war es jedoch schwierig, aus der elterlichen Landwirtschaft abzuwandern.[112] Bis 1970 gewannen Industrie und Handwerk langsam an Bedeutung. Jedoch blieben die Arbeitsperspektiven von Frauen weiterhin schwierig, denn drei Viertel der neu geschaffenen Arbeitsplätze in den bis 1972 entstandenen Industriebetrieben waren für Männer bestimmt.[113]

Wie kam es zum besagten Strukturwandel in Südtirol – vom Agrarland der 1950er-Jahre hin zur Dienstleistungsgesellschaft? Ein Tertiarisierungsschub setzte in den 1950er-Jahren ein, da unter anderem die Zweisprachigkeit einen erhöhten Beamtenanteil erforderte, der «Südtirol in eine ‹postindustrielle› Wirtschafts- und Gesellschaftsform ‹katapultierte›, ohne dass sich die industrielle Phase je voll entfaltet hätte».[114] Mit der einsetzenden Industrialisierung und Modernisierung in den 1960er-Jahren nahm die Südtiroler Wirtschaft einen kräftigen Aufschwung.[115] Innerhalb von dreissig Jahren veränderte sich die Erwerbsstruktur grundlegend. Die Landwirtschaft schrumpfte auf einen Drittel ihrer ursprünglichen Grösse, Industrie und Handel gewannen an Bedeutung. Es waren vor allem Frauen, die auf den Bauernhöfen nicht mehr gebraucht wurden und sich ihr Einkommen anderweitig suchen mussten – so wurden aus Bauerntöchtern Kellnerinnen, Verkäuferinnen oder Krankenschwestern.[116] Die vielen Männer und Frauen, die vom Landwirtschaftssektor in andere Wirtschaftszweige wechselten, waren überwiegend deutschsprachig, weshalb sich das Verhältnis zu ihren Gunsten verschob. «Im Grunde stellt dieser Prozess nichts anderes dar, als eine Normalisierung gegenüber dem vorherigen Zustand ausgeprägter ethnischer Arbeitsteilung.»[117] Deutsche und Ladiner erlebten einen viel stärkeren Modernisierungsschub als Italiener, denn dieser stellte vor allem ein Nachhol- und Normalisierungsprozess dar.[118]

Das Grenzpendlertum ist eine Eigenheit des oberen Vinschgaus, das im restlichen Südtirol weitgehend inexistent ist. Nach dem Ersten Weltkrieg war die Beschaffung der für den legalen Grenzübertritt erforderlichen Dokumente bei italienischen Behörden ein schwieriges Unterfangen und mit langen Wartezeiten verbunden. In den 1930er-Jahren war es kaum möglich, die Schweizer Grenze zu überschreiten.[119] Während des Zweiten Weltkriegs war die Grenze gesperrt, erst in den 1950er-Jahren wurde sie für Pendler und Saisonniers wieder durchlässig. Diese mussten sich wegen der medizinischen Prävention auf der Schweizer Seite der Grenze einer Kontrolle unterziehen. Man nannte sie «Desinfektion», weil im Vinschgau damals die Maul- und Klauenseuche weit verbreitet war. «Vor allem die Saisonarbeiter mussten deshalb ein rigides medizinisches Ritual über sich ergehen lassen. Im Volksmund nannte man diese Prozedur mit einem ironischen Unterton ‹Dämpfen›».[120]

Die Nennung von Zahlen zur Migration erweist sich aufgrund der Quellenlage als nicht einfach, weil es verschiedene Schätzungen gibt und das genaue Ausmass der emigrierten Südtiroler und Südtirolerinnen nicht mehr bestimmbar ist. Die Ungenauigkeit der Abwanderungszahlen rührt daher, dass viele die gesetzliche An- und Abmeldepflicht in der Heimatgemeinde kaum beachteten, weil sie bei der Ausreise oftmals unsicher waren, wie lange sie weg bleiben würden. Weil die Südtiroler in den Wirtschaftsstatistiken nicht als eigene Kategorie erscheinen und lediglich als Italiener aufgeführt sind, kann man nicht darauf zurückgreifen. Die höchsten Schätzungen gehen von mindestens 10% der erwerbstätigen Südtiroler Bevölkerung um 1970 aus, also von 15 000 bis 18 000 Heimatfernen. Der überwiegende Teil der Ausgewanderten kehrte über kurz oder lang wieder in die Heimat zurück.[121] «Die Abwanderung war meistens nicht organisiert, ging kaum über offizielle Stellen, sondern vielfach über Feriengäste, Zeitungsinserate, direkte Anwerbung durch Werber ausländischer Firmen.»[122] Die grösste Abwanderung erfolgte von Mitte der 1950er- bis Mitte der 1960er-Jahre.[123]

Im Jahr 2000 wurden im Rahmen der Studie von Sabine Falch 132 Fragebögen von Langzeit-Heimatfernen ausgewertet, was Rückschlüsse auf die biographischen Merkmale der Auswanderer zulässt. Sie setzten sich aus ungefähr 60% Männern und knapp 40% Frauen zusammen, die zu zwei Dritteln im erwähnten Zeitraum ab Mitte der 1950er-Jahre ausgewandert waren.[124] 70% waren jünger als 27 Jahre, wovon mehr als 28% im Alter von 19 bis 22 Jahren die Heimat verliessen.[125] Vermutlich besteht ein Zusammenhang zwischen Abwan-

derung und vorhergegangener Option, weil rund 20% der Langzeit-Heimatfernen aus sogenannten Rücksiedlerfamilien stammten.[126] Bezüglich Schul- und Berufsausbildung zeigen die Zahlen markante Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf. 69% der Frauen beendeten ihre Schullaufbahn mit Abschluss der achtjährigen Volksschule. Die restlichen 31% konnten eine weiterführende Schule besuchen, keine hatte jedoch studiert. Der Anteil der heimatfernen Frauen ohne Berufsausbildung ist mit 41% fast dreimal so hoch wie unter den Männern. Viele Geschwister in einer Familie bedeuteten verminderte Ausbildungschancen.[127]

Nun noch zur Frage, von wo nach wo die Auswanderung führte. Gemäss der Studie von Lore Toepfer war die Abwanderung nach 1955 am stärksten in den grenznahen Gebieten Südtirols. Besonders hoch war die Quote im oberen Vinschgau mit 1192 Personen.[128] Hauptzielgebiet der Südtiroler Arbeitsmigration war das deutschsprachige Ausland. Attraktivstes Zielland der Nachkriegsjahre war die Schweiz, die vom Zweiten Weltkrieg verschont blieb. Einige zogen ins Fürstentum Liechtenstein, viele nach Deutschland oder Österreich, besonders nach Tirol und Vorarlberg.[129] Auch wenn ich mich auf die Migration Mitte des 20. Jahrhunderts konzentriere, muss betont werden, dass es eine Vorgeschichte und lange Tradition von Migration nach Graubünden gibt – insbesondere aufgrund des Tourismusbooms der Belle Époque – bevor es ab den 1930er-Jahren und vor allem während der beiden Weltkriege schwieriger wurde, in die Schweiz einzuwandern.

3.2 Einwanderung in die Schweiz: Graubünden

Die Schweiz war das attraktivste Zielland der Südtiroler Auswanderer, weil sie vom Zweiten Weltkrieg verschont geblieben war und sich deshalb die Wirtschaft in einer günstigen Ausgangslage befand.[130] Aufgrund der liberalen Schweizer Zulassungspolitik in den 1950er-Jahren nahm die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte explosionsartig zu. Die Schweiz war durch die internationalen Beziehungen der Wirtschaft, einen hohen Lebensstandard und der Vielsprachigkeit attraktiv.[131] Der Schweizer

111 Kersting: Industrie, 1973, S. 10. Die Baumwollspinnerei St. Anton bei Bozen war der erste Südtiroler Industriebetrieb und entstand 1848. Hauptgrund dieses späten Beginns einer Industrialisierung «liegt in der traditionellen Stellung des Landes als Durchzugsland und der damit verbundenen Vormachtstellung des Handels». Kiem: Aufbruch, 1991, S. 247.

112 Kersting: Industrie, 1973, S. 21.

113 Falch: Heimatfern, 2002, S. 37. Zu den Arbeitsbedingungen von Frauen in einer Fabrik siehe Romeo: Fabrik, 1991, S. 90.

114 Atz: Grenzen, 1991, S. 157. Der Fremdenverkehr war einer der Hauptmotoren dieses Schubes, allein zwischen 1955 und 1970 vervierfachte sich die Zahl der Übernachtungen und in den 1970er-Jahren gab es eine weitere Verdoppelung. 1991 arbeiteten 80% der erwerbstätigen Frauen im Dienstleistungsbereich und 60% der Männer. Ebd.

115 Falch: Heimatfern, 2002, S. 212.

116 Atz: Grenzen, 1991, S. 159.

117 Atz: Grenzen, 1991, S. 161.

118 «Deutsche und Ladiner sind zwar ‹in die Stadt gekommen›, den Italienern ist es aber nicht gelungen, ‹aufs Land zu gehen›, d. h. dort nicht nur zu wohnen, sondern auch beruflich und gesellschaftlich Fuss zu fassen.» Atz: Grenzen, 1991, S. 163.

119 Stillebacher: Weg, 1991, S. 187.

120 Stillebacher: Weg, 1991, S. 190. Diese grenzsanitarischen Untersuchungen hatten zum Zweck, das Eindringen epidemischer Krankheiten zu verhindern. Boscardin: Einwanderung, 1962, S. 52.

121 Gemäss Auswertung einer Kartei der Arbeitsstelle für Südtiroler Heimatferne ist die niedrigste Zahl 8000 Personen. Falch: Heimatfern, 2002, S. 32–33. Die Arbeitsstelle entstand in den Fünfzigerjahren. Priester und kirchennahe Gruppierungen kümmerten sich als erste um heimatferne Landsleute. Zur Entstehung, Organisation und Politik dieser Institution und die Betreuung der Heimatfernen. Falch: Heimatfern, 2002, S. 41–78. «Heimatferne» werden deutschsprachige Südtiroler genannt, «die nach dem Zweiten Weltkrieg Südtirol verlassen haben, um sich anderswo ihren Lebensunterhalt langfristig zu sichern». Toepfer: Abwanderung, 1973, S. 7.

122 Falch: Heimatfern, 2002, S. 34.

123 Ab 1969 trat mit dem Paketabschluss auch wieder eine politische Entspannung ein, weil den Südtirolern offiziell mehr Autonomie gewährt wurde. Steininger: Südtirol, 2012, S. 153–161.

124 Falch: Heimatfern, 2002, S. 79.

125 Falch: Heimatfern, 2002, S. 87. Auch in Toepfers Studie von 1973 steht, dass die meisten Frauen mit 19 Jahren abwanderten, die meisten Männer mit 22 Jahren und die jüngsten Abwanderer 14 Jahre alt waren. Toepfer: Abwanderung, 1973, S. 42 ff.

126 Falch: Heimatfern, 2002, S. 85.

127 Falch: Heimatfern, 2002, S. 83 ff.

128 Zum Vergleich: Aus dem Passeiertal waren es 301, Bozen 703, dem unteren Vinschgau 783 und aus dem Touristenziel Meran nur 79, weil dort mit dem Fremdenverkehr Geld verdient wurde. Toepfer: Abwanderung, 1973, S. 27–28.

129 Falch: Heimatfern, 2002, S. 21. Die weiblichen Heimatfernen wechselten die Staatsbürgerschaft fast nur bei der Heirat mit einem Ausländer, wodurch sie im Ausland sesshaft geworden sind. Toepfer: Abwanderung, 1973, S. 39.

130 Falch: Heimatfern, 2002, S. 21.

131 Zur Schweizer Ausländerpolitik zwischen dem Kriegsende und Anfang der 1970er-Jahre Falch: Heimatfern, 2002, S. 22–23.

Abb. 10: Getreideanbau in Scuol (Fotosammlung Taisch).

Abb. 11: Auf dem Heimweg ins Dorf, Sent im Unterengadin (Fotosammlung Taisch).

Arbeitsmarkt der Nachkriegszeit war laut Schätzungen gezeichnet durch ein Defizit von 100 000 bis 155 000 Personen.[132] Gemäss den Untersuchungen von Toepfer lebten zwar in allen Schweizer Kantonen Südtiroler Heimatferne, jedoch war Graubünden mit knapp einem Viertel der Kanton mit der zweitgrössten Zahl.[133]

Wie das Südtirol erfuhr der Kanton Graubünden nach dem Zweiten Weltkrieg grosse strukturelle Veränderungen und einen Modernisierungsschub. Auch Graubünden war nach 1950 besonders vom Strukturwandel in der Landwirtschaft betroffen. Der durch die Mechanisierung ausgelöste Rationalisierungsschub führte zu einem regelrechten Bauernsterben.[134] Ein zentrales Merkmal der Bündner Wirtschaftsgeschichte ist die Entwicklung von der Landwirtschaft hin zur Fremdenindustrie und nicht zu einer Fabrikindustrie.[135] Graubünden hat die Phase der Industrialisierung wie das Südtirol ebenfalls übersprungen und sich direkt von der Agrar- zur Dienstleistungsgesellschaft entwickelt, die jedoch einseitig auf den Tourismus ausgerichtet war.[136] Die Tourismusbranche lieferte denn auch den grössten Beitrag zum Bündner Wirtschaftswachstum nach dem Krieg.[137] Nun konnte die Bündner Hotellerie den hohen Personalbedarf nicht mehr mit Kräften des lokalen Arbeitsmarktes decken und war deshalb auf ausländische Mitarbeiter angewiesen. Viele junge Bündner zogen die Umsiedlung in städtische Gebiete vor, «wo sie ohne fundierte Fachausbildung auch als unqualifizierte Arbeitskräfte immer noch mehr verdienen konnten als in der saisonabhängigen Hotellerie oder in der beschwerlichen und verdienstmässig kargen Berglandwirtschaft».[138] So wanderten seit den 1950er-Jahren viele Jugendliche, besonders Frauen, ins industrialisierte Unterland ab.[139] Die fehlenden Arbeitskräfte wurden durch Personal aus anderen Regionen ersetzt. Rekrutiert wurde das dringend benötigte Personal auch direkt an Ort und Stelle im Ausland.[140] Hier erkennt man das System der zirkulären Migration.

Wo im Kanton Graubünden liessen sich die interviewten Frauen nieder? Ein Auswanderungsgebiet ist die Lenzerheide, zwischen Chur und Tiefencastel gelegen. Sie entwickelte sich früh aus einem landwirtschaftlichen Maiensässgebiet zu einer vom Tourismus geprägten Gegend. 1882 öffnete das Hotel Kurhaus, Anfangs 20. Jahrhundert das Hotel Schweizerhof. Bereits 1903 fanden erste Skikurse statt, 1920 gründeten Hoteliers den Kurverein. Der Beginn der 1950er-Jahre war eine gute Zeit für die Hotellerie. Im Vergleich zu den späten 1930er-Jahren verdoppelten sich die Logiernächtezahlen im Winter 1955/56 beinahe auf 121 438.[141] Auch im Oberengadin sind die Hotellerie und die Dominanz des Fremdenverkehrs ausgeprägt. Das Gros der Arbeitskräfte migrierte aus Bündner Tälern und «aus dem benachbarten In- und Ausland saisonal ins Engadin und zog mit dem Ende der Saison jeweils wieder ab».[142] Viele Oberengadiner passten den Erwerb schon vor dem Ersten Weltkrieg der Hotellerie an und machten sich als Gewerbetreibende selbstständig. Eine Umstellung war beispielsweise die Teilbeschäftigung von Bauern als Kutscher, Bergführer oder Skilehrer.[143]

Im Unterengadin ist Scuol die Zentrumsgemeinde. Sie erlebte in den letzten 150 Jahren einen Wandel von einer autarken Agrar- zu einer modernen Dienstleistungsgesellschaft, die heutzutage in einem hohen Masse vom Tourismus abhängig ist.[144] Ab den 1950er-Jahren ist in Scuol der Beginn einer modernen Hotellerie feststellbar.[145] Scuol ist nebst Nationalparkgemeinde auch

---

132 Die Zahlen stammen aus dem «Mitteilungsblatt des Delegierten für Arbeitsbeschaffung» vom 3. Juni 1946. Verteilt auf die einzelnen Sektoren war der Mangel an Personen markant im Hausdienst (40 000) und im Gastgewerbe (5000 bis 20 000). Im Baugewerbe fehlten 18 000 bis 30 000 und in der Industrie 20 000 bis 25 000 Arbeitskräfte. Boscardin: Einwanderung, 1962, S. 32. Der Mangel an weiblichem Personal war in Hotellerie und Gastgewerbe besonders eklatant: Auf 13 127 offene Stellen meldeten sich nur 2890 Bewerberinnen, weshalb gerne auf Frauen aus dem benachbarten Ausland zurückgegriffen wurde. Ebd., S. 35.

133 In Graubünden lebten demnach 23,6% und in Zürich 24,4% der Heimatfernen. Toepfer: Abwanderung, 1973, S. 76.

134 Bis 1990 verschwanden über die Hälfte der meist kleinen Betriebe. Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 332.

135 Simonett: Einleitung, 2000, S. 9.

136 Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 348.

137 Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 332. Bereits in der Zwischenkriegszeit gab es Modernisierungen und technische Neuerungen in den Hotels, wie sanitäre Anlagen und Heizungen, welche an die neuen Bedürfnisse angepasst wurden. Nach 1945 erlebte die Parahotellerie einen Boom. Kessler: Tourismus, 2000, S. 99 ff.

138 Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 358.

139 Fritzsche/Romer: Graubünden, 2000, S. 332.

140 1946 sandten beispielsweise der Schweizerische Hotelier-Verband und der Schweizerische Wirteverein eigene Delegationen nach Oberitalien. Etwa die Hälfte der Interessenten hatten bereits einmal in der Schweiz gearbeitet oder hatten Kontakt zu Verwandten oder Freunden in der Schweiz. Boscardin: Einwanderung, 1962, S. 46.

141 Blaesi: Hotelierverein, 1982, S. 34 ff.

142 Kessler: Hotels, 1998, S. 28.

143 Kessler: Hotels, 1998, S. 28.

144 Grimm: Scuol, 2012, Buchumschlag.

145 Grimm: Scuol, 2012, S. 421.

ein alter Ort des Bergbaus und der Bade- und Trinkkuren.[146] Die rätoromanische Sprache ist die Amtssprache: «Gerade im Unterengadin ist die integrative Kraft der Sprache in der Abgrenzung zur katholischen Nachbarschaft im Tirol nicht zu verkennen.»[147]

In der Val Müstair, auf Deutsch Münstertal, herrschte nach dem Zweiten Weltkrieg grosse Armut. Die meisten Talbewohner ernährten sich von einem kleinen Landwirtschaftsbetrieb, denn das Gewerbe war ziemlich unterentwickelt. Junge Leute fanden im Tal nur selten eine Lehrstelle. So wurden die Gemeinden durch die Abwanderung vieler junger Bürger geschwächt.[148] Die Ortschaft Müstair, wo bei der Volkszählung von 2000 zirka 50% der gesamten Bevölkerung des Tals lebten, ist das Wirtschaftszentrum.

In früheren Jahrhunderten existierte zwischen dem Vinschgau und dem Unterengadin und Münstertal keine Grenze. Sie waren Bestandteil der römischen Provinz Rätien, welche für die Römer ein Durchgangsbereich von strategischer und wirtschaftlicher Bedeutung war.[149] Im 16. Jahrhundert wurde Romanisch zur Sprache der Bündner, wich aber im Vinschgau dem Deutschen.[150] Der Vinschgau war lange dem Bischof von Chur unterstellt, der dort seit alters her über umfangreiche Besitzungen und damit verbundene Herrschaftsrechte verfügte.[151] Die heutige Grenze verläuft quer zum Tal zwischen Taufers und Müstair. Das Münstertal ist politisch und sprachlich betrachtet nach Graubünden orientiert, weshalb sich dort auch die Engadiner Tradition durchsetzte. Das Vinschgauer Kulturleben ist dagegen stark von österreichisch-bayerischen Einflüssen geprägt. Die Konfessionsgrenze verläuft zwischen Sta. Maria und Müstair. Letztere Gemeinde ist wie der Vinschgau katholisch geprägt. Die wirtschaftlichen Beziehungen waren vor dem Bau der Ofenpassstrasse und dem Ersten Weltkrieg sehr eng und lebenswichtig für das Münstertal, das diverse Grundnahrungsmittel über den Vinschgau einführte. Eine erhebliche Einnahmequelle für die Südtiroler und Münstertaler war lange Zeit der Schmuggel diverser Produkte. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die Münstertaler mehr Kontakt zum Vinschgau als zum Engadin, was sich aber spätestens dann änderte, als das Südtirol zu Italien geschlagen wurde. Das Aufkommen neuer Verkehrsmittel und der Bau der Ofenpassstrasse, die als einzige Verbindungslinie zwischen Münstertal und Engadin ab 1937 auch für den Autoverkehr offen war, erleichterten den Warentransport in die übrige Schweiz. Die wirtschaftlichen Beziehungen zum Vinschgau wurden weniger eng.[152]

4 Empirie: Sechs Interviews mit emigrierten Südtirolerinnen

Nun folgen die sechs Gespräche mit den emigrierten Südtirolerinnen. Wie erscheinen in ihren Erinnerungen Tatsachen aus den zuvor geschilderten Kontexten? Ich fasse zunächst die Gespräche zusammen, ohne sie zu kommentieren und lasse die Aussagen der Frauen ohne Wertung stehen. Es werden immer wieder dieselben Themen angesprochen: Einerseits, weil die Frauen selbst unabhängig voneinander darauf zu sprechen kamen, andererseits weil ich im Verlaufe der Interviews aufgrund meines Leitfadens gewisse Themen, wie die Option, explizit angesprochen habe. Die Analysekategorien habe ich im Kapitel 1.4 über die Quellen bereits erwähnt, zur Erinnerung nochmals die Stichworte: Herkunft, Grenzsituation, Arbeit (dazu gehören auch der Ablauf eines typischen Tages, Arbeitsbedingungen, Geld, Krankenkasse), Familie (und die Beziehung zu ihr), Religion, Heimat/Heimweh, soziale Beziehungen (auch zur einheimischen Bevölkerung) und Zweiter Weltkrieg/Option. Die Interviews habe ich zwar in Schweizer Mundart durchgeführt, gebe aber die Antworten teils auf Schriftdeutsch, im Tiroler oder Bündner Dialekt wieder.

4.1 Frau A. aus Schluderns migrierte nach St. Moritz

Frau A. wurde 1937 in Schluderns geboren. Sie war die drittälteste von sieben Mädchen und zwei Buben, wovon der zweitjüngste das Down-Syndrom aufwies. Im Jahr 1955 ist Frau A. in die Schweiz ausgewandert. Sie besuchte einen italienischen Kindergarten und danach die Volksschule, bis sie fünfzehnjährig war. Während des Krieges hatten sie viele Hilfslehrer. Gemäss der Erinnerung von Frau A. lernten sie nicht so viel, «weil die Lehrer nicht studiert haben. Wir hatten nie eine richtige Ausbildung.» Sie konnte auch keine Lehre machen, weder Verkäuferin, Coiffeuse noch Schneiderin, denn es gab keine Lehrstellen. Als Frau A. und ihre Geschwister noch sehr klein waren, stellte ihre Mutter während des Kriegs manchmal Frauen an, die bei der Wäsche und der Ernte halfen. Es gab viele uneheliche Kinder in Südtirol, die betteln gingen und fragten, ob sie für ein Stück Brot Holz tragen dürften.

Aufgewachsen ist Frau A. im Dorf Schluderns auf dem Gasthof Kreuzwirt, den ihr Grossvater gekauft

hatte. Angegliedert war eine kleine «Baurerei», ein Bauernhof. Der Vater von Frau A. wurde Bäcker, denn im Haus war ein Holzofen: «Er musste es, wollte es nicht.» Im Keller war die Bäckerei, im Erdgeschoss der Gasthof und der Laden und die «Baurerei», ein richtiger «Familienbetrieb». Als Selbstversorger-Familie bewirtschafteten sie einen Stall mit zwei Kühen, dreissig Schafen und ein paar Schweinen.

Alle Arbeitskräfte für den Betrieb stammten aus der Familie. Die Cousinen arbeiteten im Gasthof. Es ist dort aber «nicht viel gelaufen, im Krieg gar nichts gelaufen». Im Herbst gab es traditionell einen Markttag, an dem man Landwirtschaftsartikel kaufen konnte. Danach gönnte man sich im Gasthof «Suppe und Würstel».

Frau A. beschreibt einen Tagesablauf, wie er sich in ihrer Kindheit typischerweise gestaltete. Um sechs Uhr morgens half sie in der Backstube aus. Der Pfarrer stellte sicher, dass die Kinder noch vor der Schule in die Kirche gingen. «Draussen» war man nur katholisch. Danach besuchte man von acht bis elf die Schule und später half man nochmals in der Backstube oder trug das Brot mit einem Korb zu den Wirtschaften und Leuten aus. Das Mittagessen kochte eine ältere Schwester, die auch nach den kleineren Geschwistern schaute. Von dreizehn Uhr bis ungefähr fünfzehn Uhr dreissig besuchte man nachmittags nochmals die Schule und arbeitete danach wieder. Vom 1. November bis 1. Mai fand die reguläre Schule statt, von Mai bis Juli die Sommerschule. Danach waren Ferien bis im Herbst, damit die Kinder zu Hause helfen konnten. Arbeit gab es immer, jedoch keine Spielsachen, geschweige denn beispielsweise ein Paar Ski, «nur Arbeit». «Wir sind geboren worden als Knechte für den Haushalt». Die Mutter von Frau A. sagte zu den Mädchen jeweils: «Was wollt ihr werden, ihr werdet sowieso verheiratet». «Sparen und schaffen» hat man müssen. Typische Arbeiten der Kinder waren Holz tragen und wischen. Die Bäckerei gab viel Arbeit. Der Vater hatte eine elektrische Mühle, weshalb Leute ihr Korn oder auch gleich das Mehl brachten und dafür entsprechend viel Brot bekamen. Weissbrot konnte man sich erst nach dem Krieg leisten. Vorher gab es nur das Paarlbrot, das waren zwei Leibe aus Roggen. Da die Familie einen Landwirtschaftsbetrieb hatte, gab es auch «Kabis, Rüebli, Salat. Wir hatten schon Äpfel, und Palabirnen gab es immer.» Essen und Kleider waren knapp vorhanden. «Man war froh um jeden, den man nicht ernähren musste. So arm war man. Hauptsache, die Kinder waren weg vom Tisch.» Weitere Arbeiten der Kinder waren Kartoffeln setzen oder «Wasser stehen». Weil der Vinschgau sehr wasserarm war, mussten die Äcker sorgfältig gewässert werden. Sie waren abgeteilt in Furchen, aber von oben nicht gut zu überschauen. So mussten die Kinder, wenn der Vater den Acker wässerte, von unten rufen, «das Wasser ist gekommen», weil er es nicht sehen konnte. Nebst all der Arbeit bleibt Frau A. als schöne Kindheitserinnerung an Zuhause und ihre Geschwister der Zusammenhalt: «Wir hatten es auch schön, gesellig, wenig gestritten.»

Zu dritt wanderten drei junge Frauen nach Ende der Schule vom Dorf nach Bozen in die soeben eröffnete Haushaltungsschule, die von Ordensschwestern aus Wien geführt wurde. Zirka fünfundzwanzig Mädchen aus ganz Südtirol besuchten die Schule. Vormittags arbeitete Frau A. bei einer Familie in Bozen. Diese zahlte für sie, damit sie nachmittags die Schule besuchen konnte, wo sie Kindererziehung, Ernährung und Hauswirtschaft lernte: «Die Schule bereitete einem aufs Leben vor.» Frau A. kochte für die Kinder und holte sie von der Schule ab. Die Frau der Familie war «sehr lieb» und hat gut zu ihr geschaut. Über ihre Zeit im Herrschaftshaus in Bozen erzählt Frau A.: «Das war keine Arbeit für mich, im Unterschied zu dem, was ich zu Hause machen musste.» Sie arbeitete zwei Winter lang dort, wobei sie Kost und Logis und ein wenig Sackgeld erhielt. Während der beiden Sommer arbeitete sie mit ihrer eigenen Familie auf der Alp.

Nachher arbeitete Frau A. noch einen Sommer in Schluderns, weil sie erst mit achtzehn Jahren einen Pass für die Ausreise beantragen konnte. Schon als Kind hatte sie Erzählungen von älteren Mädchen gehört, die aus der Schweiz zurückkamen. Frau A. und ihre Schwestern sagten zueinander jeweils: «Gell, wenn wir gross sind, dann gehen wir auch in die Schweiz!» Und dann fügt sie an: «Wir dachten, die Schweiz muss ein goldiges

146 Grimm: Scuol, 2012, S. 10.
147 Grimm: Scuol, 2012, S. 183.
148 Foffa: Val Müstair, 2003, S. 8–9.
149 Riedmann: Tirol, 2001, S. 12–13.
150 Riedmann: Tirol, 2001, S. 20. Zum Rückzug des Romanischen im Vinschgau siehe den Aufsatz von Plangg: Rückzug, 2001, S. 219–228. In Graubünden zählt man seit ungefähr 1860 mehr Deutsch- als Romanischsprechende. Simonett: Einleitung, 2000, S. 10.
151 Haidacher: Herrschaft, 2001, S. 230. Zur Rolle des Bistums Chur siehe weiter den Aufsatz von Pfister: Bistum, 2001, S. 207–217.
152 Gustin: Beziehungen, 2001, S. 247–253.

Land sein.» Auch deshalb, weil die zurückgekehrten Mädchen teils Geschenke mitbrachten, die es in Südtirol nicht gab: Caran-d'Ache-Farbstifte und Malhefte.

Die Schwester von Frau A. besorgte ihr eine Stelle am Zürichberg, wohin sie im Jahr 1955 reiste und bei einer Familie arbeitete, wo sie ihr Wissen aus der Haushaltungsschule einbringen konnte, wie beispielsweise waschen und bügeln. Sie musste der Frau der Familie helfen. Ihre Schwester fand den Weg nach Zürich über eine Kollegin, die dort Köchin war. Die Schwester war «Zimmermädchen für alles». Frau A. verdiente in Zürich monatlich hundertdreissig Franken, wovon sie hundert Franken nach Hause schickte. Von den dreissig Franken wurden noch Abzüge wie jene für die Krankenkasse gemacht, so dass ihr 23 Franken blieben. Manchmal erhielt sie zehn Franken Trinkgeld von Hausgästen. «Wir haben das Geld gerne abgegeben», erzählt sie. Es kam auch den jüngeren Geschwistern zugute, denn die Bäckerei und die Landwirtschaft haben nichts abgeworfen und es gab keine Altersvorsorge. «Es reichte für nichts», grosse Armut herrschte in Südtirol.

Das Tram hinunter in die Stadt Zürich kostete dreissig Rappen. Das konnten sich die beiden Schwestern nicht leisten, weshalb sie zu Fuss vom Zürichberg in die Stadt gingen. Dort sind sie «im Jelmoli rumgestofert» und kauften Wolle zum Stricken oder besorgten ab und zu Geschenke für zuhause. Während der anderthalb Jahre, die Frau A. in Zürich arbeitete, konnte sie nur einmal nach Hause ins Südtirol, weil ihr kein Geld für die Reise übrig blieb.

Als Frau A. von Zürich nach Hause in die Ferien fuhr, ereignete sich dort ein «Zufall». Ein «Mädchenhändler» aus Celerina im Oberengadin suchte ein Mädchen für das Restaurant von Herrn R., um «nur ein bisschen zu helfen». Damals war sie neunzehneinhalb Jahre alt. Zurück in Zürich kündigte sie und fuhr direkt weiter nach Celerina. Sie arbeitete dort zwei Jahre im Hotel Muragl. An ihre Ankunft am 15. Mai in Celerina erinnert sie sich, dass sie «gefroren wie ein Hund» hat. Das Hotel war alt, sie wohnte in einem «alten Loch von einem Zimmer». Sie konnte noch nicht richtig Schweizerdeutsch und fühlte sich «richtig ins Wasser geworfen». In Zürich lernte sie es zu wenig, weil sie mit der Schwester Tirolerdeutsch sprach und mit der Frau Schriftdeutsch, da diese Engländerin war. Auch vom Servieren hatte sie keine Ahnung, lernte die neue Arbeit aber ohne Probleme. Die Arbeitszeiten waren in der Hochsaison wie folgt: Morgens arbeitete sie von acht bis zehn Uhr, dann hatte sie bis elf Uhr eine Zimmerstunde (in dieser Zeit machte sie zwischendurch auch ihre eigene Wäsche) und danach ass das Personal mit der Familie zu Mittag. Dann bereitete sie das Mittagessen für die Gäste vor und arbeitete bis spätabends um zehn oder elf Uhr, bis zur Polizeistunde. Sie putzte, «musste alles machen, abwaschen. Es ist viel gelaufen, habe viel Geld verdient.» Der Grundlohn betrug dreissig Franken, der Rest war Trinkgeld und «das war sehr viel». Das ganze Geld hat sie zu Hause abgegeben. Herr R. vom Hotel Muragl hat ihr später ein Sparbuch eingerichtet, damit sie monatlich etwas auf die Seite legen konnte, weil er bemerkt hat, dass sie alles verdiente Geld immer zurückschickte. «Du wirst ja auch einmal heiraten!» Er schaute auch, dass sie nicht einfach mit «jemandem weglaufen» würde, denn sie hatte doch diverse «Tirolerschätze».

Zur selben Zeit bot die Wirtschaft zu Hause in Schluderns keinen Platz mehr für neun Kinder. Der älteste Sohn übernahm den Gasthof. Auf einem Grundstück in Vaters Besitz oberhalb des Dorfes wurde ein grosses Haus errichtet. Die Familie «hatte gepickelt, geschaufelt, alles selbst ausgehoben». Die Finanzierung erfolgte mit dem verdienten Geld der Kinder. «Wir hatten Freude am Haus, dass mir ein Zuhause haben, im Dorf ist es nicht mehr gegangen.» Das Geld haben die Kinder gerne gegeben, eine Schwester arbeitete als Abwäscherin ebenfalls in Celerina und eine weitere Schwester im Unterengadin.

Für die Arbeit im Hotel war es für Frau A. wichtig, dass sie Italienisch konnte, das sie in der Schule in Südtirol gelernt hatte. Viele Mailänder weilten in Celerina und alle Angestellten waren aus dem Veltlin und aus Livigno. Frau A. war die einzige Deutschsprechende im Restaurant, das gut lief. In jener Zeit gab es allgemein viele Hotelumbauten. Frau A. arbeitete auch im «Kochendörfer« in Pontresina und im «Stefani» in St. Moritz.

Mit 23 Jahren heiratete sie 1960 einen einheimischen Mann aus St. Moritz. Die Mutter von Frau A. sagte: «Hauptsache, ihr bringt keine Kinder nach Hause!» Viele Tiroler Männer arbeiteten als Handwerker im Oberengadin, sie hatten keine Autos, «vielleicht mal eine Vespa, um nach Hause zu gehen». Der Ehemann von Frau A. hat die Tiroler manchmal mit seinem Auto «hinausgeführt». Ihm vertraute sie auf einer Fahrt einmal zehntausend Franken an, die er ihren Eltern übergab, da sie selbst nie frei hatte und sieben Tage in der Woche arbeitete. Es reichte ab und zu nach der Arbeit für ein bis zwei Stunden zum Tanzen im «Milano» in St. Moritz. Sie hatten keine Energie, «wir waren müde».

Anderntags musste wieder früh gearbeitet werden. Zu anderen Südtirolerinnen hatte sie höchstens Kontakt, wenn sie ins Restaurant kamen.

Über ihre Anfangszeit im Oberengadin sagt Frau A.: «Ich habe mich schnell integriert. Hatte immer zwei Ohren und zwei Augen offen, die alles erfasst haben. War anpassungsfähig, nicht streitfähig.» Viele Leute sprachen nur Romanisch mit ihr in Celerina, «mit dem Italienisch lernte man das schnell. Ich dachte einfach, du musst dich integrieren. Aber ich war immer die Tirolerin.» Gerade am Anfang ist es nicht leicht gewesen, sie «musste schwer unten durch, habe das anfangs zu spüren bekommen». Heute aber sind ihre Wurzeln im Oberengadin. «Ich hatte nie Heimweh, wollte sogar einmal nach England.»

Frau A. hat drei Kinder geboren. «Mit den eigenen Kindern sind mir viel ins Tirol gegangen.» Der Mann von Frau A. war Beamter: «Telefönler.» Deren Ehefrauen durften nicht auswärts arbeiten, sondern mussten zu Hause bleiben, was für Frau A. unerträglich war, und so begann sie 1970, zwei Stunden in der Woche eine Ferienwohnung zu reinigen. Sie musste die zwei Stunden «heimlich arbeiten», hat zuvor den Buben in den Kindergarten gebracht. Später besorgte sie zwei bis drei Wohnungen. Im Alter von fünfzig Jahren half Frau A. in einer Arztpraxis während sechseinhalb Jahren «als Assistentin mit weisser Schürze». «Ich bin gerne dort gewesen.» Es wäre eigentlich ein Traumberuf gewesen. Nebenbei erledigte sie alle Jahre auch die gesamte Haushaltsarbeit. Später vermieteten Frau A. und ihr Mann selbst während zwanzig Jahren eine Ferienwohnung. Frau A. gefiel der Kontakt mit den Gästen.

Zur Option Anfangs des Zweiten Weltkrieges befragt, erzählt Frau A. von der Schwester ihres Vaters, die aus Südtirol weggegangen ist, ansonsten niemand aus ihrer Verwandtschaft. Es sind «die Leute gegangen, die nichts hatten, Hitler hat denen alles versprochen». Ihr Vater hat mit seiner Entscheidung, in Südtirol zu bleiben, «alles in Kauf genommen, das Italienische. Die Leute, die zurückkamen, mussten in Löchern wohnen. Vater sagte immer, ‹nein, wir gehen nicht›. Er wäre nach Amerika gegangen, aber nicht Deutschland oder Österreich. Es waren alles Hitlerfans, die optiert sind.»

Am Schluss unseres Gespräches zeigt mir Frau A. in den Fotoalben ihre drei Kinder. Sie sagte zu ihnen immer, sie sollten lernen und in die Schule gehen, «dass sie nicht nur Serviertochter sind wie ihre Mutter». Sie ist stolz auf ihre Kinder. Südtirol besucht sie nur noch selten, seit ihre Mutter und ihre Lieblingsschwester sowie ihr künstlerisch begabter Bruder mit dem Down-Syndrom gestorben sind – umso mehr sieht sie ihre Kinder und Enkel. «Ich fühle mich wohl in St. Moritz, bin gerne hier.»

4.2 Frau B. aus Matsch migrierte nach Lenzerheide

Frau B. wurde im Juli 1926 in Matsch bei Mals als eines von sechs Mädchen geboren. Sie besuchte die Schule im Dorf. Später folgte eine Hauswirtschaftsschule in Mühlbach («Mielbach») im Pustertal. Bereits vor und während des Krieges sind Mädchen von Matsch in die Schweiz ausgewandert. Sie sagten jeweils: «Dann haben wir etwas, verdienen wir etwas.» Frau B. war die erste ihrer Familie, die ausgewandert ist – im Alter von 21 Jahren. Man hat sich damals Gutes über die Schweiz erzählt. Ihre erste Station führte sie 1947 zu einer Familie in Brienz im Kanton Graubünden, oberhalb von Tiefencastel gelegen. Deren Sohn war ein Südtiroler Deserteur, der eine Hilfe für seine Schwiegermutter suchte, die keine Haushaltsfrau war. Er erzählte zuhause, er suche jemanden. Frau B. meinte über ihre Zeit in Brienz: «Ich habe immer geputzt, wie wenn es mir gehörte, war sehr tüchtig.» An den Tag des Aufbruchs in die Schweiz erinnert sie sich noch, «wie wenn es heute wäre». Morgens um zehn Uhr verliess sie Mals. Zuerst vergass sie den Pass zu Hause, was sie erst ausserhalb des Dorfes bemerkte. Jemand ist zurückgelaufen und hat den Pass für sie geholt. An der Grenze wurde alles ausgepackt und gedämpft wegen der Maul- und Klauenseuche. Sie hatte eine weisse Bluse, die auf einem schwarzen Rock gedämpft wurde und deswegen die Farbe angenommen hat. «Man musste das still akzeptieren.» In Sta. Maria wurde sie mit Geräten durchleuchtet, um zu sehen, ob sie gesund war. Nur die Gesunden hat man «reingelassen», die anderen abgewiesen.

Zum Glück kannte der untersuchende Arzt sie gut, denn er hat vielfach Kräuter und Arnika in Matsch geholt und wusste deshalb Bescheid über ihre Rippenentzündung, die Grund genug gewesen wäre, sie nicht nach Graubünden einreisen zu lassen. «Wenn ich Sie nicht kennen würde, würde ich Sie nicht gehen lassen», meinte der Arzt zu Frau B. Um vierzehn Uhr fuhr das Postauto von Sta. Maria bis Zernez, von wo sie den Zug durch den Albula bis nach Tiefencastel nahm. Dort wurde sie zu ihrem Erstaunen von einem Ochsenkarren abgeholt, weil angenommen wurde, sie hätte viel

Gepäck dabei. Aber sie hatte lediglich ein kleines Köfferchen mit zwei «Kleidlein» und nichts Persönliches dabei. «Mehr hatten wir ja nicht.» Sie weigerte sich, mit dem Wagen zu fahren und lief von Tiefencastel hinauf bis nach Brienz.

Am folgenden Tag begann Frau B. bereits zu arbeiten, hat «die Stube rausgeputzt und gekocht» und putzte dem Mann auch die Schuhe. Siebzig Franken verdiente sie monatlich, wovon sie dreissig behielt. Das restliche Geld schickte sie zur Post in Müstair, wo es Klosterfrauen abholten und aufbewahrten. Jemand aus der Familie von Frau B. lief dann mit einem Ausweis über die Grenze nach Müstair, um das Geld entgegenzunehmen. Frau B. ergänzt zu diesem Prozedere: «Die Italiener haben schon geschaut, aber die anderen haben sich durchgeschlagen, konnten gut Italienisch.» Der Vater war im Krieg in Russland und lernte von den italienischen Gefangenen Italienisch. Er kehrte kriegsinvalid, auf der rechten Körperseite gelähmt, zurück.

Den Pass für die Einreise in die Schweiz erhielt Frau B. auf der Gemeinde in Mals. Er wurde nach Bozen geschickt und wieder zurück nach Mals, was lange dauerte. Sie erzählt, wie später der Zivilstandsbeamte bei ihrer Heirat den alten italienischen Pass zerrissen hat. Frau B. stimmte dies traurig, weil sie ihn gerne als Erinnerung behalten hätte, doch als sie den Zivilstandsbeamten kurz darauf um den Pass gebeten hatte, war der Papierkorb in der Zwischenzeit bereits geleert worden.

Frau B. arbeitete in Brienz nur bis im Herbst, weil die Familie sie danach nicht mehr bezahlen konnte. So arbeitete sie in Tiefencastel im Hotel Albula während drei Sommern, wo sie gerne war. Im Winter half sie zu Hause. Von Tiefencastel ging sie nach Lenzerheide ins Hotel Schweizerhof. Über ihre Aufgaben erzählt sie: «Wir haben alles zusammen gemacht.» Ein typischer Arbeitsalltag gestaltete sich wie folgt: Von sieben Uhr bis am Mittag reinigte sie die Gästezimmer, die Toiletten und den Korridor. Dieser Zimmerdienst hiess «Etage». Zwischendurch gab es kurz Frühstück. Am Nachmittag reinigte man die Badezimmer oder arbeitete in der Lingerie: «Man hat immer zu tun gehabt.»

Eine offizielle Zimmerstunde gab es nicht, aber bevor um achtzehn Uhr serviert wurde, durfte man sich umziehen. «Economa» war der Dienst bei den Lebensmitteln: Im «Office» oberhalb der Küche musste man Essen und Getränke hinausgeben. Die Gäste gaben ihre

Abb. 12: Matsch, ein kleines Südtiroler Bergdorf (Toni Heinisch).

Bons den Angestellten ab, die im Office von Frau B. im Gegenzug das Essen erhielten. Sie hat alles gelernt, indem sie es gemacht hat, da sie keine Ausbildung in der Hotellerie hatte: «Ich hatte immer die Augen offen.» Das sagte ihre Mutter immer: «Ihr müsst die Augen offen haben, dann lernt ihr alles.» Auch Schweizerdeutsch hat Frau B. gut gelernt. Am 19. März schloss das Hotel für gewöhnlich, aber danach kochte Frau B. für die Belegschaft. Von Mitte Dezember bis an jenem Tag hatte sie keinen Tag frei.

Ausserhalb des Hotels hatte Frau B. keinen Kontakt zu anderen Menschen. Jedoch bestand ein guter Kontakt unter den Dienstmädchen. «Wir waren ein paar gute Mädchen zusammen, aus Südtirol und auch Veltlin.» Letztere haben manchmal einen guten Wein mitgebracht und gute Salami, den sie ab und zu um einundzwanzig Uhr nach Feierabend in ihren Zimmern bei einem «Festli» genossen haben: «Ich wusste gar nicht, dass es das gab.»

Einmal im Jahr im Herbst reiste Frau B. für vierzehn Tage nach Hause, wo sie der Familie bei der Ernte half. «Ich bin gerne mit aufs Feld, Kartoffeln graben, habe mich gut erholt, obschon immer Arbeit war.» Eine Schwester arbeitete zu Hause als Bäuerin und konnte auch Traktor fahren. Auch die anderen Daheimgebliebenen haben auf der «Baurerei» gearbeitet. Zu diesen Arbeiten gehörten zum Beispiel Holzen im Herbst oder Ähren dreschen. Das Korn brachte man zum Müller und liess daraus Mehl machen. Als Frau B. von diesen Arbeiten in Südtirol erzählt, schliesst sie gleich an: «Im Hotel hatte ich immer Heimweh. Wenn ein Päckli oder Brief gekommen ist, musste ich immer zuerst sitzen und weinen.» Sie hatte immer starkes Heimweh nach der Familie. Es war «schön, mit der Mutter zusammen zu arbeiten, Gras zusammennehmen. Wenn wir beisammen waren, waren wir schon zufrieden. Wir haben immer geholfen, der Mutter zu bauern, dass sie die Kühe behalten konnte. Wir hatten ein schönes Zuhause, sind fest zusammengewachsen.»

Im Hotel Schweizerhof verdiente sie gut, im Monat 700 bis 800 Franken, auch ohne absolvierte Ausbildung. Die Patrons zahlten Anfang Saison ihren Angestellten dreissig Franken aus, damit sie Sackgeld hatten, um nach Hause schreiben zu können oder auch einmal ein «Päckli verschicken zu können. Dadurch lernte man zu sparen.» Frau B. holte ab und zu selbst Mädchen

Abb. 13: Val Müstair, links Schweizer Zoll, rechts italienischer Zoll in Müstair, ca.1930 (Staatsarchiv Graubünden, FR XXXIX/3481).

Abb. 14: Müstair, Ansicht gegen Vintschgau, vorne Kornfeld. Über das hintere Feld mussten die Verwandten von Frau B. laufen, um das Geld abzuholen (Staatsarchiv Graubünden, FN XII 18/24 Nr. 06050).

nach Graubünden zur Arbeit, sie rief bei ihnen an und sagte «es wird da eine Stelle frei». «Bei uns im Hotel aber habe ich selten jemand geholt.» Es war ein Risiko, Stellen zu vermitteln, denn oft hatten die Mädchen Liebschaften, dann «hat man nur draufbezahlt».

Nebenbei erfuhr ich, dass Frau B. ein uneheliches Kind gebar, noch bevor sie aus dem Südtirol fortging. Das Mädchen wurde von ihrer Familie aufgezogen. Etwas verschmitzt meint Frau B., sie habe viele Schätze gehabt. Zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs kommt sie wieder auf ihre Tochter zu sprechen. Bis diese zehnjährig war, schauten die Eltern von Frau B. im Südtirol zu ihr, danach absolvierte sie die Schule in Chur. Alle vierzehn Tage besuchte die Tochter Frau B. auf der Lenzerheide. Für die Familie in Südtirol war es anfangs furchtbar, die uneheliche Tochter grosszuziehen. «Ich war so gläubig, sonst hätte ich das nicht ausgehalten. Sie war mein Alles, ich habe immer nur für das Kind gearbeitet.» Später schickte Frau B. die Tochter in die Skischule in der Lenzerheide. Heute hat Frau B. zwei Enkelinnen.

Ihren Ehemann lernte Frau B. im Hotel kennen. Sie heirateten 1972 oder 1973. Er hat «gebauert» mit zehn Kühen im Stall, war aber seit jungen Jahren depressiv. Sie war gerne ein «Hausmütterchen, das ihn umsorgte». Ihr Traum wäre es gewesen, eine eigene Wirtschaft zu eröffnen. Sie hätte das Wirtshaus beim See kaufen können, aber der Patron ihres Hotels sagte immer «weisst du, du bist alleine, dein Mann ist kein Wirt». Er versuchte, sie aus guten Absichten davon abzuhalten, wie es Frau B. formulierte.

Später hat sie in ihrem eigenen grossen Haus vier Zimmer vermietet und gekocht: «Das waren junge Leute, war immer lustig, war schön.» Ihr Mann arbeitete im Sommer als Chauffeur und im Winter wartete er das Eisfeld des Sees. Etwa dreissig Jahre arbeitete Frau B. im Hotel und half später auch immer aus oder sprang kurzfristig ein, wenn sie benötigt wurde. «Geschafft habe ich viel mein ganzes Leben lang.» Sie arbeitete immer im gleichen Hotel, «die Kinder waren so verliebt in mich». Damit meint sie die Kinder der Hotelière des Hotels Schweizerhof. «Die Tochter kommt mich heute noch zwei bis drei Mal besuchen, wie wenn sie meine Tochter wäre.»

25 Jahre lang war Frau B. auch Sigristin. An der Arbeit hatte sie Freude: «Ich hatte so gute Pfarrer, einer war ein goldiger Schatz.» Einmal pro Woche putzte sie die Kirche. Und die «Ministranten hatte ich so gerne». Die Arbeit fand sie schön und wurde von der Kirchgemeinde geschätzt. Sie bekam einen guten Zahltag und blieb lange, «weil ich es gern machte».

Abb. 15: Das Hotel Schweizerhof auf der Lenzerheide, in dem Frau B. arbeitete (Staatsarchiv Graubünden, FN V/418).

Romanisch lernte sie auf der Strasse von den Einheimischen, «wenn man in den Laden musste. Wenn man Italienisch konnte, war es einfach.» Das Romanisch war für sie wichtig, um sich mit den Einheimischen zu verbinden. Zu ihnen hatte sie einen guten Kontakt. «Ich hatte niemand, der mich plagte, aber ich habe auch niemandem etwas Leid getan.»

Mit dem Geld, das die Kinder aus dem Ausland ihrer Mutter regelmässig schickten, konnte sie ein Stück Land zurückkaufen, das sie zu einem früheren Zeitpunkt aus Not verkaufen musste. «Ich habe das gerne gemacht», meint Frau B. Eine Schwester, die in Südtirol geblieben ist, baute das Haus um. Alle sechs Kinder haben geheiratet. Die anderen Geschwister haben sich zu Hause anfänglich mit einer Wirtschaft durchgeschlagen. Nur ein einziges Kind konnte eine Lehre machen. Den Kontakt zu den Eltern hielt sie, bis diese starben. Für Familienfeste fuhr sie immer wieder zurück. «Mit dem Auto war man schnell draussen im Tirol. Am Freitag hinaus und am Montag zurück.» Zu ihren Geschwistern pflegte sie den Kontakt in der Schweiz noch teilweise. Eine Schwester sah sie öfters, da diese auch auf der «Heide» in einem kleinen Hotel arbeitete.

Als Frau B. bereits älter war, erlebte sie einmal die Woche Geselligkeit im Turnverein. Einmal im Jahr machten sie gemeinsam einen Ausflug ins Tessin. Einmal die Woche jasste sie zudem im Pfarrhaus mit ihrem Mann, dem Pfarrer und dessen Köchin. Seltene Vergnügungen waren Tanzabende mit ihrem Mann und einem Kollegenpaar. In lustiger Erinnerung an früher hat sie schöne Ballabende im Hotel.

Auf die Option angesprochen, führt Frau B. aus: «Die Deutschen haben den armen Bauern viel versprochen, aber sie sind mit nichts zurückgekommen. Nur Verwandte der Mutter sind gegangen, sie hatten es miserabel. Die Leute sahen, dass es andernorts nicht besser ging.» Seit ungefähr drei Jahren wohnt Frau B. im Altersheim. Ihr Mann ist vor neun Jahren gestorben. Sie sehnt sich häufig nach dem alten Haus auf der Lenzerheide.

4.3 Frau C. aus O. migrierte nach P.

Frau C. wurde im Jahr 1928 als Älteste von vier Kindern in O. (anonymisierter Herkunftsort von Frau C.) geboren. 1948 kam sie zwanzigjährig in die Schweiz: «Das war ganz streng.» An der Grenze wurde ihr der Pass abgenommen. In Scuol Sot, dem Unterdorf, führte ein Grenzarzt die gesundheitliche Kontrolle durch, über-

prüfte also vor allem, dass sie keine Tuberkulose hatte und nicht schwanger war. Wenn der Arzt die Einreisebewilligung gegeben hat, durfte man weiterreisen und die Stelle antreten. Sie half in einem kleinen Restaurant in einem Unterengadiner Dorf, auf Wunsch von P. anonymisiert. «Wir waren nur zu zweit, die Chefin und ich.» Hirten aus O. arbeiteten bereits in P. und wussten deshalb, dass eine Arbeitskraft gesucht wurde. Frau C. erhielt demnach ihre Stelle über «Mund-zu-Mund-Reklame», wie sie es ausdrückt. Nach drei Monaten musste sie die Schweiz wieder verlassen. Im Winter arbeitete sie in einem Hotel in O.

Später arbeitete sie wieder im Unterengadiner Dorf P. auf einem Bauernhof, dem auch noch das «Dorfläden» angegliedert war. Dort konnte man alles kaufen, Produkte «für Tiere und zum Leben, Käse, Salben». Im Monat verdiente Frau C. 25 Franken. Sie hat alles zu Hause abgegeben, nach dem Krieg war «nichts umme». Der Arbeitgeber meldete Frau C. bei der Krankenkasse an, somit waren Beiträge für AHV und Krankenkasse bereits abgezogen.

Der Arbeitsalltag gestaltete sich in der Regel so, dass sie um sechs Uhr zuerst Feuer machte, Kaffee aufsetzte, dann mit dem Chef in den Stall ging und später die Milch in die Käserei brachte. Tagsüber arbeitete man auf dem Feld oder zu Hause im Haushalt, wusch am Brunnen die Wäsche und abends musste man wieder in den Stall. Auf dem Hof lebten ungefähr zehn Tiere. Im Sommer musste man fleissig heuen.

Frau C. heiratete im Jahr 1951 dreiundzwanzigjährig einen einheimischen Mann. Er war Senn und führte nebenbei eine «Baurerei, weil der Lohn isch klii gsi». Vier Stück Grossvieh hatten sie und daneben Schafe. Frau C. zog vier Kinder gross: zwei Söhne und zwei Töchter. Drei davon leben noch heute in P.

Über ihre Anfangszeit im Dorf erinnert sie sich, dass es immer noch besser war als in ihrer Heimat. «Bei uns draussen isch Not gsi, ä schweri Ziit, Kriegswirren.» Sie war katholisch und in P. war man reformiert, darum «ist man schräg angeschaut worden». Die Spannungen zwischen den Konfessionen waren grösser als heute. Im Tal verfügte der Grossteil der Bevölkerung weder über Radio, noch Telefon, noch eine Zeitung. Im ganzen Dorf waren vielleicht vier bis fünf Telefone installiert, wovon eines die Gemeinde hatte, eines die Bank und eines die Schwiegermutter von Frau C.: «Das ganze Quartier ging zur Schwiegermutter telefonieren.» Auch Licht war in den Häusern nur spärlich vorhanden. Im Haus von Frau C. hatten die Stube, die Küche, der Gang und der Stall elektrisches Licht. Der Rest wurde bei Dunkelheit mit Laternen, mit Petroleumlampen beleuchtet. In der Küche gab es noch keinen Elektroherd, mit Holz wurde gekocht, und der Boden war gepflastert.

Frau C. beobachtete, dass der Wohlstand im Dorf ab den 1970er-/1980er-Jahren stieg, mit der «ganzen Bauerei und Renoviererei», was mit dem Fremdenverkehr zusammenhing, denn dieser brachte Arbeit und Verdienst. Wie überall war er «zum Guten und zum Schlechten». Die Männer arbeiteten früher in erster Linie im Sommer auf der Alp und im Winter im Wald als Holzarbeiter, denn auch die Bauern verdienten wenig. Die Frauen schauten für die Kinder, strickten und wuschen. Die Wäsche wurde zuerst in der Küche auf dem Holzherd in einer Lauge ausgekocht und dann draussen am Dorfbrunnen ausgewaschen. Jeweils eine Frau arbeitete am Brunnen; wenn das Holzbrett am Brunnen war, wussten die anderen, dass zurzeit besetzt war. War das Brett an der Seite aufgestellt, konnte die nächste Person waschen.

Morgens und abends liess man die Tiere am Brunnen trinken. Frau C. meint zu dieser Zeit: «Isch ä schöni Ziit gsi, d'Lüt händ meh Kontakt gha.» Dennoch fügt sie über die auch äusserst strenge Zeit an: «Mir sind gsi Partnerin, Muetter, Magd, Kindererzieherin, Stallknecht – wie het me das könne alles mitenand. Und glich, in der Schwiiz händ sie's no besser gha als mir. Sie sind nid äso igschränkt gsi wie mir und händ weniger Angst gha.» Frau C. erlebte den Zweiten Weltkrieg in Südtirol hautnah mit. Die Familie hat nicht nach Deutschland optiert, weil der Vater gegen Hitler war, aber «durch das hämmir glittä». So wurden ihrer Familie die Lebensmittelmarken reduziert und teils auch gestrichen. Sie überlebten als Selbstversorger dank der Wiesen und Äcker, «was man selber hatte». In der Schule wurde sie zwar auf Deutsch unterrichtet, Italienisch lernte Frau C. dennoch, weil sie ein Jahr lang als Hausmädchen bei einem italienischen Zöllner arbeitete. Romanisch lernte sie in der Schweiz bei ihrer Schwiegermutter. Denn in der neuen Familie im Unterengadiner Dorf konnten die Ältesten gar kein Deutsch und viele Junge wollten nicht deutsch sprechen und wenn schon, dann war es Schriftdeutsch und keine Mundart. Über die Bedeutung der Sprache führt Frau C. aus: «Durch das haben sie einen als etwas Fremdes angeschaut. Wenn du nicht Romanisch konntest, hatten sie mehr Abstand gehalten, waren etwas skeptischer.» Und einmal mehr erklärt sie: «Es war eine ruhigere Zeit, aber

Abb. 16: Frauen am Waschen in Brunnen vor Engadinerhaus, Guarda/Unterengadin, ca. 1930 (Staatsarchiv Graubünden, FR XXXIX/2054).

Abb. 17: Schafe auf dem Dorfplatz in Scuol. Die Tiere durften zweimal am Tag am Brunnen trinken (Fotosammlung Taisch).

schwieriger. Man hat schon gehört, die Tirolerin.» Steine aber wurden ihr nicht in den Weg gelegt. Trotzdem: «Wir sind immer als andere angeschaut worden.»

Folgende Erinnerungen hat Frau C. daran, wie sie die Grenze vom Tirol ins Unterengadin überschritten hat: «Die Mentalität war fast die gleiche wie in O., aber es war schon etwas ganz anderes, fremd. Die Tiroler sind etwas offener. Hier sind sie geschlossener: Sie nehmend di nid so schnell a, lueged die zerscht a, wie du die persönlich entwicklisch. Die Igsessne alte Engadiner sind scho gege alles Fremdi gsi. Sie hend gmeint, sie sigend fehlerlos.» An Festtagen oder Familienfesten (ihr Mann hatte dreizehn Geschwister) plagte Frau C. auch Heimweh, «man fühlte sich dann alleine».

Heute sei es anders, weil es eine Durchmischung im Tal gegeben hat aufgrund der vielen Zugezogenen, nicht nur vom Ausland, sondern auch vom Unterland. Aber auch die Kinder von Frau C. mussten noch spüren, dass ihre Mutter keine Engadinerin war: «Au d'Kind händ no glittä, wo sie in d'Schuel sind, au wenn sie Romanisch händ chönnä. Das isch dete äso gsi.»

4.4 Frau D. aus Laas migrierte nach Scuol

Frau D. ist im Januar 1950 in Laas als zweitjüngste von sechs Mädchen und drei Buben geboren worden. Sie wuchs auf einem Bauernhof in Laas auf, «aber mir hätten nid könne läbä vom Buurehof». Ihr Vater arbeitete bei der Wildbachverbauung. Er installierte in den Bergen Verbauungen, um «Muren» und Lawinen aufzufangen. Diesen Beruf übten nebst den einheimischen Bauern, welche das vor allem als Nebenverdienst machten, auch viele Italiener aus dem Süden aus. Sie wurden von den Südtirolern die «Waltschen» genannt. Der Vater war die ganze Woche weg, dafür half der Onkel von Frau D., der eine Verletzung am Bein hatte, ihrer Mutter mit den vielen Kindern. Alle arbeiteten sie auf dem Hof. «Mir händ eifach immer gschafft.» Der Vater konnte aufgrund seines Verdienstes nur Felder kaufen, die sonst kein Mensch gekauft hätte, weil sie sehr steil waren, «mir händ denn defür müese schaffe». «Was mir Stei glüpft hend, i kas Ihne sege.» Auf dem Hof hatten sie Kühe, Kälber und Schweine. Ihre Schwester übernahm später den Bauernhof. «Heutzutage haben sie nur noch Äpfel, das hat sich dann alles geändert.»

Der Tag begann für Frau D. als Kind mit der Arbeit im Stall. Ab ungefähr fünf Jahren – «wenn mer denn s gwissi Alter gha het» – mussten die Kinder «Wasser trägä», vom Bach zum Haus, weil es dort kein Quellwasser gab. Wenn ein Gewitter im Anmarsch war, musste man das Wasser gleich frühmorgens hintragen, «suscht isch das Wasser brun gsi wie Kaffee». Einmal im Monat reichte es auch, um die langen Haare der Mädchen zu waschen.

Der Bauernhof stand in einer Fraktion von Laas, Allitz. Die anderen Bauernhöfe waren verstreut. Der Schulweg derjenigen Kinder, die es am weitesten hatten, dauerte anderthalb Stunden. Frau D. und ihre Geschwister benötigten für ihr Wegstück nur eine halbe Stunde. Nachdem die Kinder gefrühstückt hatten, ging es in die Schule, dann nach Hause für das Mittagessen und nachmittags wieder in die Schule. «Denn isch mer vo dä Schuel heiko, gwechslet und denn het mer wieder gschaffet, was umme gsi isch, oder, Holz treit, Wasser treit.» Obschon sie als Kind so viel arbeiten musste, kann sie sich nicht daran erinnern, dass sie sich einmal geweigert hätte. «I han immer gern gschaffet, i ghan jetzt das nid sege, i schaff hüt no gern! Me het vilicht au kei Verglich gha, alli händ müese schaffe.» Maschinen waren damals auf den Bauernhöfen noch nicht verbreitet. «Mir händ n Traktor scho gha. Aberd Fuere händ mir no mit Küeh gfuehwerchet.» Das änderte sich in den 1960er-Jahren, dann erhielt die Familie von Frau D. auch Quellanschluss mit Trinkwasser.

An ihre Kindheit erinnert sie sich folgendermassen: «Mir händ schön gha, mir händ eifach äso eifachi Sache gha. Fuessball gspillt mit de Nochbere vor allem, die sind au 9, 10 Chinder gsi.» Spöter denn simmer gern go tanze, hämmer eifach vilicht müese e halb Stund ds Fuess laufe bis mer döt hi ko sind. Und das isch denn irgend inere Buurestube gsi. Eimol uf dem Hof und eimol uf m andere Hof. Frau D. tanzte gerne, «früener het me nüt anders gha. N Plattespieler, denn simmer sechs Meitli gsi, denn hämmer tanze glernt.»

Als Frau D. mit vierzehn Jahren aus der Schule kam, wäre im Normalfall eine Lehre angestanden. Nur ihre Schwester absolvierte eine weiterführende Mittelschule. Die Berufsberatung empfahl Frau D., Lehrerin zu werden «und min Vater het gseit, jo mit acht Kind het ds Geld wohrschinli au gfehlt und zweitens het er gseit, jo mit zwänzg hürote und denn isch d Lehr überflüssig. Und i mue sege, i han mer denn gar nüt drus gmacht, i han immer gern gschafft, weils mer gwöhnt gsi isch.»

Die erste Stelle von Frau D. war in Prad am Stilfserjoch in Südtirol und dauerte eine Saison. Sie arbeitete mit zwei ihrer Schwestern. Die älteste war gelernte Köchin und die zweite gelernte Serviertochter. «Und i bin

denn eifach so aglernt worde als Serviertochter.» Dann zogen die Schwestern für eine weitere Saison in die Dolomiten und nachher erstmals in die Schweiz nach Samnaun. Das war im Jahr 1967. Etwa vier bis fünf Saisons servierte Frau D. dort in den Hotels Silvretta und Bellevue. In Südtirol gab es kaum Stellen, «jo wit äwäg grad äso in de Skigebiet, Dolomite womer gsi sind, aber i meine, das isch döt au schnell gsättiget gsi. Do hets jo überall im Südtirol so viel Kinder uf jedem Buurehof, i jeder Familie gha.»

Wie Frau D. nach Samnaun gekommen ist, weiss sie nicht mehr genau. Sie erinnert sich an einen Mann aus Mals, der für Schweizer Hotels Angestellte gesucht hat und von ihnen vermutlich dafür bezahlt wurde. Er besuchte zu diesem Zweck direkt die Höfe: «Der isch zu üs hei ufeko und het gfröget.» Als ich nachfrage, ob sie vielleicht so nach Samnaun gekommen sei, antwortet Frau D.: «I meine, das weissi jetzt gar nümme. Aber i mein scho.» Aus dem Dorf gingen auch viele andere junge Leute weg, «sind ä Hufe do ine».

Frau D. und ihre Schwestern verreisten jeweils saisonweise in die Schweiz zur Arbeit und in den Zwischensaisons wieder zurück auf den Hof ins Südtirol, weil dann das Hotel keine Arbeitsmöglichkeit bot. «Mä isch denn immer agstellt gsi für drü oder drüehalb Monät. Ungefähr. Und denn isch me heim, jo und denn sinds dehei froh gsi, dass mer wieder hät chönä mithelfe.»

Über ihre Arbeit im Hotel in Samnaun erzählt Frau D.: «Das isch sehr agnehm gsi. Gwöhnt isch me gsi go schaffe.» Zehn, elf Stunden waren es mit einer Zimmerstunde. An Ferien oder gar freie Tage mag sie sich nicht erinnern. Die Personalzimmer in den Hotels waren sehr einfach, «aber für üs n Luxus». Zuhause schliefen sie zu fünft in einem Zimmer, in den Personalzimmern nur noch zu zweit oder zu dritt. Frau D. fühlte sich in den Hotels sehr wohl. «Mir händ viel müese schaffe, aber me mues sägä, mir händ nid dä Druck gha wie hüt isch.» Sie arbeiteten zwar viele Stunden, aber es war kein Gehetze: «Das isch das wo mi hüt stört. Also i mues sägä, i tät jetzt nimme tuusche hüt und früener.» Es war auch genügend Personal eingestellt.

Krankenkasse, Sozialversicherung und Altersvorsorge wurden vom Lohn abgezogen. «Aber mir händ guet verdient dozumol, im Service sowieso.» Frau D. arbeitete auf Prozent, was bedeutete, dass man auf dem erreichten Umsatz zehn oder zwölf Prozent Lohn erhielt. «Und das isch das gsi, wenn mir viel gschafft hend, denn hämmer viel verdient.» Auch Trinkgeld bekam Frau D. regelmässig. Zu Hause musste sie kein Geld abgeben, «weil üs n Vater het immer gseit, wenn ers nid nötig gha het, denn müend mer nüt abgeh, däfür, am Ende, mer händ halt nüt geerbt.»

Von Samnaun zogen die drei Schwestern gemeinsam weiter nach Scuol. Eine Schwester zog retour und übernahm den elterlichen Hof und die jüngste Schwester lernte in Südtirol einen Mann kennen. Frau D. war die einzige, die schliesslich im Unterengadin blieb. Dort dauerten die Sommersaisons meistens von Pfingsten, also Juni, bis Ende Oktober. Die Wintersaisons dauerten von Weihnachten bis Ostern.

Der Grenzübertritt nach Samnaun war kein besonderes Ereignis, «das isch wie selbstverständlich gsi. Wüssend Sie, mer hät det inä und usä könnä, denn isch mer alli 14 Tag mol use.» Deshalb hatte sie auch kein Heimweh, «oder, für üs ischs nid wiit äwäg gsi». Grenzkontrollen gab es nur selten. Die Hotels kümmerten sich um die nötigen Aufenthaltsbewilligungen ihrer Angestellten. Frau D. fühlte sich in Scuol nie fremd, sie erzählt lachend: «I fühl mi gar nie als Usländerin. Mir hät kürzlich n Lehrer vo Scuol gseit, weisch wie viel Schüler Portugiese hani? – Nei, kei Ahnig. – Da seit er, vo siebzehn Schüeler het er acht Portugiese. De bini gad verschrocke, aber nochene hani denkt, mir sind dozumol au ineko, klar, mir sind do nid ind Schuel, Familie sind nid nochko, oder. Das isch hüt scho anders.» Es war nie ein Thema, dass die Familie nachgezogen wäre. «Die hend n Buurehof gha. Die hettend au nid welle weg go. Die hend halt n Existenz gha und das verstohni hüt au. Die, wo halt nüt hend gönd halt irgendwo, wo sie öppis hend.»

Abb. 18: Hotelbauten in Samnaun, um 1960 (Staatsarchiv Graubünden, FR-A XII 23 f 2-010).

Ich frage nach, wie sie von Samnaun nach Scuol gekommen ist: «Jo, irgendwie hämmir mol welle witergo.» Die drei Schwestern arbeiteten einen Sommer lang in einem Seitental von Scuol in S-charl und im Winter im Hotel Bellaval beim Bahnhof von Scuol. Frau D. arbeitete anschliessend nochmals im Hotel Crusch Alba in S-charl. «Döt isch gsi wiene Familie, aber i han denn nochher ghürote, das heisst im Summer bini dinne gsi und im Winter isch dötä nüt gsi, denn bini no in Zernez ufe, in der ‹Alpina› im Winter und denn hend denn mir im Mai ghürote relativ jung, i bin zwänzgi gsi.» Lachend fügt Frau D. an: «Dasch denn eigentli alles gsi. Und nochher bini denn selber de Chef gsi.»

Frau D. unterhielt in den folgenden Jahren eine Ferienwohnung im eigenen Haus und war Hausfrau. «Min Ma het immer gseit, er wod nid, dass e Frau go schaffe goht. I bin eigentli usglaschtet gsi und han äso Hobbies näbedbi gha, stricke, Fraueverein und singe.» Die Ferienwohnung vermietet Frau D. mittlerweile seit 43 Jahren. Im Alter von 21 und 22 Jahren gebar Frau D. zwei Söhne. Dass sie sich in Scuol schnell wohlfühlte, hing auch damit zusammen, dass Frau D. sich in Vereinen engagierte, beispielsweise zwanzig Jahre lang im Südtiroler Verein. Als ihre Kinder ungefähr zehn Jahre alt waren, trat sie dem Frauenverein bei, wo sie seit über dreissig Jahren dabei ist, ebenso auch in einem Chor – «will au zu de Iheimische ghöre [...]». Sie lernte Romanisch nicht gleich, sondern vor allem durch das Reden mit anderen Frauen, zum Beispiel im Frauenverein «hets älteri Fraue gha, die sind 30 Johr älter gsi wieni, die hend zum Teil gar nid ämol recht dütsch könnä. Und dank dene hani das glernt.» Mit den Gästen in den Hotels sprach Frau D. Hochdeutsch, doch in Scuol sprachen die Einheimischen Romanisch. Dazu erzählt Frau D. lachend: «I ha nur denkt gha, also das weissi no, woni nach Scuol ko bin, woni Romanisch ghört han, hani denkt, do werdi nie bliebe [...]. Jo weil mer nüt verstande het. [...] also hani mir denkt, do werdi nie alt.» Als Frau D. in den Dolomiten arbeitete, sprach die Chefin mit der Tochter Ladinisch, «und denn isch mir eis blibe, [...] zum ‹pittla mutta' segends ‹kleines Mädchen› – ‹pitschna matta'. Wenn me denkt, das ischs einzig, wo mir blibe isch. Suscht hend mir gar nüt verstande.» Frau D. lernte auch ein wenig Italienisch, aber nicht in der Schule, sondern in den Hotels. Deshalb ist ihr das Romanisch lernen einfacher gefallen. Für Frau D. war die romanische Sprache wichtig, um sich mit älteren Einheimischen austauschen zu können.

Über die Schweiz erzählte man sich früher in Südtirol nicht viel. «Üs isch eifach umd Arbet gange, dass mer e sicheri Stell het irgendwo.» Es ist ihr weniger um das Geld gegangen, sondern um eine sichere Stelle für länger als nur eine Saison: «Also, wenn me sich bewährt het, hetti me könnä alt werde.»

Frau D. pflegte auch nach der Geburt ihrer Söhne den Kontakt mit den Südtiroler Verwandten. Sie gab den Kindern den Dialekt weiter: «Mit dä Chind bini sehr viel usse. Sie hend es Wili lang au tirolerisch gredet. Wo mini Muetter no glebt het und so. I mues sege, i gohn gern use, aber gohn wieder grad so gern ine. I wött jetzt dusse nimmer blibe. Weil es het sich dusse au sehr viel veränderet. Dä Wohlstand isch hüt immer no nid so guet. Die woni kennt han, die sind alli weg, die gsehni selte meh.» Viele Kolleginnen und Bekannte von damals sind wieder ins Südtirol zurückgekehrt: «Hets scho vieli, wo usse sind. I han do ghürote und die andere sind usse und händ det ghürote.»

Die Konfessionen spielten in der Jugend von Frau D. eine grosse Rolle: «Also wenni jetzt n Reformierte ghürote hetti, wäri wohrschinli nid guet gsi. Aber nid ämol vo ihne us, sondern i glaub vo mir selber us. Min Ma het mir später mol vorghalte, het er gseit, i hegi ihn mol gfröget, was er für e Konfession hegi.» Der Onkel von Frau D. war Pfarrer. Sie erzählt, wie sie in Südtirol an Beerdigungen von zu Hause bis in die Kirche den Rosenkranz beteten. Sie erinnert sich, als sie in Scuol zum ersten Mal an einer Beerdigung war: «Weil i ka mi nume erinnere, woni s erst mol do and Beerdigung gange bin, simmer vom Spital bis in die reformierti Kirche abe zum Friedhof, hani mir denkt, dass do nid betet wird.» Sie wollte danach nie mehr an eine Beerdigung, «wells anderscht gsi isch». «Aber überall, wo me hikunnt, isch öppis anders und i mein, i bin dozumol jung gsi, han mi müese druf iloh.»

Sehnsucht nach zu Hause hatte sie in der Ferne nicht: «Vilicht het me au nid die Zit gha. Und wenn me jung isch, i weiss es nid. I denk mer jetzt au so im Nochhinein, jetzt wird me älter, jetzt denkt me erst viel meh über de eigni Tod. Das isch jo au guet, wenn mer jung isch und das nid macht. Aber das sind, denn sterbed rundum Lüt äwäg, wo me guet kennt het und früener het me das anderst verkraftet. Das isch aus Gueti meini, oder, dass me denn nid immer an Tod denkt, wenn me jung isch. Aber wenn me älter wird, wenn de letschti Onkel stirbt, denkt me, mir sind dra. [...] drum muesi sägä, hani au nie so dänkt an dihei früener. Isch aus Gueti wohrschinli, dass mer das anders ufnimmt, wenn me jung isch, oder.»

Frau D. ist der Ansicht, dass es die Generation vor ihr schwerer hatte: «Im Esse und in allem, i mein, mir händ gnueg ds Esse gha, mir händ jede Tag Gschwellti gha, im Winter. Und i hans hüt no gern. Mir händ scho au Butter und Käs und Gonfi derzue gha. Und die andere Lüt vo de früenere Generatione, die hend sicher das au nid gha, also wie min Vater verzellt het und mini Muetter.» Sie erzählt weiter über ihre Eltern: «Die hend der Erst Weltkrieg, de Zweit Weltkrieg mitgmacht, [...] min Vater isch denn in Russland im Krieg gsi, de isch no vermisst gmeldet gsi, zweimol. Stelled Sie sich das vor. Min Vater het no viel vom Krieg verzellt, obwohli eigentli immer es biz us m Weg gange bin, i han die Sache nie so gern ghört. [...] Die ältiste Gschwüsterti händ vom Krieg scho no verzellt. Oder wenn me Flugzüg ghört het denn spöter, wo de Krieg scho lang verbi gsi isch, dass sie Angst kriegt hend. Sind denn scho Zite gsi. Vilicht bini ds chli gsi, i weiss es nid. I bin suscht bi allem immer so interessiert gsi. Vilicht isch mer usm Weg gange, i weiss es nid.»

Für Frau D. war die Option nach Deutschland kein Thema, weil sie erst 1950 auf die Welt gekommen ist. Dass andere Familien Südtirol verlassen haben, weiss sie nur vom Erzählen. Wie in ihren Jugendjahren tanzt Frau D. auch heute noch gerne, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Im Winter fährt sie mehrmals in der Woche Ski und im Sommer unternimmt sie viele Wanderungen.

Abb. 19: Die Dorfstrasse beim Kloster in Müstair, Frau mit Vieh (Staatsarchiv Graubünden, FN XVIII/0134).

4.5 Frau E. aus Laatsch migrierte nach Müstair

Frau E. hat Jahrgang 1922, wurde in Laatsch geboren und war zurzeit des Interviews somit 92 Jahre alt. «Wir waren ganz arme Leute», sagt sie über ihre Familie. Die Mutter ist mit 44 Jahren gestorben. Alles verdiente Geld gab Frau E. danach dem Vater, damit er leben konnte. «Draussen» gab es keine Krankenkasse.

Aufgewachsen ist Frau E. als eines von fünf Kindern: «Die Not hatten wir wirklich.» Reich war damals ein Bauer mit drei Kühen. Die Familie von Frau E. war im Besitz von zwei Kühen und ein paar Geissen. «Daheim hämmer schon müese helfe.» Zum Beispiel das Wasser in den Stall hinauftragen. Sie schöpften es aus der Etsch, dem Fluss, weil es in den 1930er-Jahren noch keine Dorfbrunnen gab. «Man hat nichts anderes gekannt.» Später dann beim Bau der Kaserne in Mals wurde das Wasser gefasst. Den Boden für den Bau haben die Italiener den Bauern einfach weggenommen, «die haben nichts bekommen». Zu essen gab es abends immer Kartoffeln, die Hauptkost, und mittags hauptsächlich Tiroler Knödel mit Brot und wenig Speck. «Wir hatten nicht viel.»

In der Schule wurde nur Italienisch gesprochen, so dass Frau E. heimlich eine sogenannte Katakombenschule in Laatsch besuchte. Das alte Haus «Marienheim» mit seinen vier Stockwerken diente als Unterrichtsort. Frauen aus Meran unterrichteten die jungen Südtirolerinnen. Zuunterst hielt jemand Wache: Sobald «ein Faschist» oder ein fremdes Gesicht vorbeilief, klopfte die Wachperson Alarm an die hölzerne Wand. In jedem Stock war eine Person stationiert, welche die Warnung sofort nach oben weitergab, so dass die jungen Frauen im obersten Stock die Schulunterlagen mit der Handarbeit tauschten, die sie in den doppelten Bänken versteckt hielten. In der Katakombenschule lernte Frau E. auch die alte deutsche Schrift. Zweimal in der Woche traf man sich dort, «heimlich mussten wir kommen». Um nicht aufzufallen, wurden verschiedene Eingänge benutzt. Die Mädchen sind durch den «Heustadel», den Keller oder die Haustüre eingetreten. Weil die Italiener kontrollierten, was die Mädchen dort machten, haben sie ihnen auch «gelismete Socken verkauft». Die Katakombenschule fand meistens am Abend oder Donnerstagnachmittag statt, wenn sie in der Volksschule frei hatten.

Letztere dauerte jeweils von acht bis elf Uhr und von zwei bis vier Uhr, ausser donnerstagnachmittags. Man besuchte sie von sechs bis vierzehn Jahren.

«Ich bin sehr früh fort von Laatsch, es war schwierig.» Mit vierzehn Jahren ging Frau E. fort und arbeitete für Klosterfrauen in Schlanders. Um halb elf ging sie abends ins Bett und um halb fünf musste sie zur Messe, legte jedoch nur die Hände an die vordere Holzbank und schlief weiter. «Die Frauen hatten keinen Verstand, waren keine guten.» Den ganzen Tag hat sie «geschaffen». Die Klosterfrauen wollten Frau E. ins Kloster tun, was sie verweigerte. Als sie ein herumliegendes «Guetzli» gegessen hat, behaupteten die Klosterfrauen, sie stehle und schickten Frau E. zu ihrer Mutter zurück. In Laas arbeitete Frau E. fortan in einer Wirtschaft und Metzgerei Tag und Nacht. Sie putzte und machte die Wäsche in der Etsch, wozu sie mit Sägemehl aus Tannenholz Aschenlauge anfertigte. In einem grossen Kupferkessel wurden die Leintücher eingeweicht und anschliessend in der Etsch ausgewaschen. Im Winter war die Wäsche oftmals gefroren. Mindestens drei Tage wendete Frau E. wöchentlich für die Wäsche auf. Bei hartnäckigen Flecken weichte sie diese im Winter mit Schnee ein. Später arbeitete Frau E. in Prad in einer Mühle und Sägerei. «Dort musste ich halt auch alles machen.» Äcker mit Sauerkraut bewirtschaften oder gärtnern zum Beispiel. Die Arbeit war auch hier körperlich anstrengend. Bevor sie 1941 neunzehnjährig in die Schweiz auswanderte, weil sie dort besser verdiente «als draussen», arbeitete Frau E. zuletzt in Schleis für 500 Lire monatlich, was 3.50 Franken entsprach. Sie arbeitete fast Tag und Nacht und hatte keine Krankenkasse. In der Schweiz verdiente sie dann monatlich 60 Franken, was 9000 Lire entsprach. Damals kam sie in Kontakt mit einem Stellenvermittler in Mals, «für nach innen zu gehen». Er sagte zu ihr: «Du bisch dumm, gang in d'Schwiiz ine, i han dir do e Stell.» Sie kannte den Mann schon von früher und so gab er ihr auch einen Tipp, wie sie den Pass für die Ausreise möglichst schnell erhalten konnte. Viele gingen zwar schwarz ohne Pass über die Grenze, aber «auf der Grenze waren sie streng». Auf dem Amt in Bozen fragte sie ein italienischer Beamter: «Cosa volete?» und als sie ihm, wie mit dem Stellenvermittler vorgängig besprochen, das mitgebrachte Stück Speck zeigte, konnte sie ihren Pass eine halbe Stunde später mitnehmen und gleichentags zurückreisen.

Der Pass war ein Jahr gültig. Danach konnte man ihn für eine Verlängerung einschicken. Dies erübrigte sich bei ihrer Heirat, weil Frau E. damit Bürgerin von Müstair wurde. Sie kam ins Münstertal, weil man in der Schweiz besser verdiente, denn im Tal hat man «für dreckige Arbeit keine Einheimischen erhalten». Diese

Abb. 20: Die Zollschranke beim Grenzübergang in Müstair mit italienischen Zöllnern (Staatsarchiv Graubünden, FN XVIII/0174).

gingen beispielsweise lieber nach St. Moritz in die Hotels und so arbeiteten Südtirolerinnen in der Landwirtschaft und füllten die entstandenen Lücken.

«Zuerst war es schwierig. Am Anfang war es nichts Schönes. Jetzt haben sie die Südtiroler akzeptiert», meint Frau E. Über ihre Rolle in Müstair sagt sie: «Ich war die Zugezogene.» Sie arbeitete noch vor ihrer Hochzeit in Müstair auf einem Bauernhof; am Tag in der Landwirtschaft und im Stall, beispielsweise um die Kühe zu melken. Der Bauer hatte fünf Kühe und war somit einer der Reichsten. Frau E. schlief in einem kleinen Zimmer im Estrich, jedoch nur gut zwei Stunden pro Nacht, weil sie nachts das Restaurant putzte. Dort waren auch Schmuggler: «Ich hatte Angst gehabt.» Manchmal wurde nachts eingebrochen, weshalb sie immer ein Grammophon hat laufen lassen, damit diese hörten, dass sie nicht alleine waren, «noch jemand hier ist». Es gab keine Ferien, keinen freien Tag und keine Krankenkasse. «Aber zum Glück bin ich nie krank gewesen.» Frau E. arbeitete 365 Tage im Jahr. Beim Erzählen kommen ihr die Tränen. «Also heute, wenn Sie das machen müssten, ist schon gut, hat sich das geändert». Vier Jahre arbeitete sie dort, und dann hat ihre Mutter sie «rausgeholt». Frau E. wechselt sofort das Thema zu den Klosterfrauen in Müstair, das ihr offensichtlich behagt.

Ihren Ehemann lernte sie in Taufers kennen. Im Unterschied zu ihm wollte sie nicht mit leeren Händen heiraten. Als sie sich kennen lernten, musste er noch alles Geld zu Hause abgeben und hatte nicht einmal Geld für Essen. Er «war schon recht, aber die Schwägerin nicht». Im Jahr 1949, im Alter von 27 Jahren, wurde sie zum ersten Mal Mutter. Sie gebar insgesamt vier Kinder: drei Söhne und eine Tochter. Letztere erkrankte im Alter von zwei Monaten an Kinderlähmung. Ein Sohn absolvierte im Oberengadin eine Elektrikerlehre, weil er im Tal selbst keine Lehrstelle fand. Er starb bei einem Autounfall, als er «von einem Besoffenen angefahren wurde». Der Ehemann von Frau E. verschied 55-jährig an einem Herzinfarkt.

Eine Umstellung war die Sprache: «Am liebsten tu ich halt Südtirolerdeutsch reden, isch halt meine Muettersprache.» Romanisch zu sprechen fällt ihr heute leichter als Italienisch. Sie hat die Sprache hauptsächlich mit den Kindern gelernt, als diese in die Schule gegangen sind. Sie erinnert sich, wie sie ab und zu mit Einheimischen auswärts einen Kaffee trank. Wenn sie nur zu zweit mit einer anderen Frau am Tisch sass, sprach diese mit ihr deutsch. Sobald aber eine zweite Frau dazugekommen ist, sprachen die beiden einheimischen Frauen miteinander romanisch und haben Frau E. «auf die Seite geschoben». Wenn die einheimischen Frauen heimlich etwas tratschen wollten, sprachen sie schnell Romanisch. Dazu meint Frau E.: «Ich habe es ziemlich schnell verstanden, aber mir nichts anmerken lassen.» Man sagte ihr, Romanisch sei ungefähr dasselbe wie Italienisch. Das Romanisch habe aber nicht viel Ähnlichkeit mit dem Italienisch. Sie erzählt von ihrem Schwager: «Wenn ich deutsch redete, sprach er extra romanisch. War halt seine Muttersprache.» Und auf die Frage, ob sie denn viel an zu Hause gedacht habe, erwidert sie: «Heimweh hatte ich nicht, denn zu Hause hatten wir die Not.» Sie erzählt von der faschistischen Politik: «Zuerst wollten sie die Südtiroler nach Sizilien schicken und jene hoch, aber was hätten die gemacht da?» Ich frage sie, ob die Option für sie ein Thema war oder ob sie andere gekannt hat, die weggezogen sind. Sie antwortet: «Ich hätte schon gehen können, aber der Pfarrer war dagegen. ‹Du bleibst da.› Sonst wär ich gegangen. Ich wollte fort. Es sind viele, viele wieder zurückgekommen.» Der Pfarrer stellte ihr den notwendigen Familienausweis für die Ausreise nicht aus, wo beispielsweise vermerkt war, wann die Eltern und Geschwister geboren sind.

Ich frage sie nach ihren Erinnerungen an die Grenze. Da beginnt sie zu erzählen: «Mein Mann wollte nie mit mir über die Grenze.» Er war Briefträger und hatte Angst um seine Stelle, weil Frau E. immer mehr als die erlaubten Produkte über die Grenze nahm. Einmal sass sie im Postauto angewinkelt in der Ecke, so dass nicht auffiel, dass sie hinten unter dem Mantel einen Schinken versteckte. «Das durfte man nicht. Ich hatte aber immer, was erlaubt war, dabei und noch mehr.» Eine andere Erinnerung betrifft einen Gang über die Grenze mit ihrer Tochter, die aufgrund der Kinderlähmung in einem kleinen Wagen sass. Sie setzte das Mädchen auf einen Schinken und verdeckte diesen gut. Zum Grenzwächter, der fragte, was sie sonst noch dabei habe, meinte sie über das Mädchen «jo düend sie's ufneh, [...] aber der traute sich das dann doch nicht».

Eine weitere fast schon legendäre Grenzgeschichte erzählt man sich von Schmugglern, die zwei Pelzmäntel in einem Heuwagen über die Grenze brachten. Man legte sie unter die oberste Schicht Heu und verdeckte sie knapp. Die Grenzwächter stiessen zur Kontrolle jeweils mit ihren Lanzen ins Heu und fragten: «Was haben Sie dabei?» – «Zwei Pelzmäntel, schauen Sie doch!» Die Grenzwächter lachten nur und kontrollierten nicht. Frau E. erklärt: «So schmuggelten viele.»

Abb. 21: Val Müstair, Postauto auf der Ofenpasshöhe mit Blick gegen Ortler (Staatsarchiv Graubünden, FR XXXIX/3515).

Einmal unternahm sie einen Ausflug mit einer Kollegin nach Samnaun, wo sie Bündnerfleisch kauften, weil es viel billiger war als in der Schweiz. Ein halbes Kilogramm durfte man importieren. Zurück in Müstair packten beide Frauen zusätzlich je noch ein Kilogramm Bündnerfleisch aus. «Ja, wo hast du das denn noch her?», meinte die eine, worauf die andere erwiderte, «ja, du hast mich auch nicht bemerken lassen, dass du nochmals eingekauft hast!» Auf der Rückreise versteckten sie das Fleisch beide unter ihrem eigenen Autositz.

Ein andermal kaufte Frau E. unterhalb von Schlanders frische Aprikosen und führte anstatt der erlaubten zwanzig Kilogramm gleich hundert ein. An der Grenze mussten die Wächter «beim grossen Verkehr vorwärts machen» und konnten sie nicht herauswinken: «Zum Glück hatte es viel Verkehr!»

Ich frage Frau E. nach den sanitarischen Grenzkontrollen. Sie führte aus, dass sich alle, welche die Grenze überschritten, im Spital von Sta. Maria kontrollieren lassen mussten. Jedoch war dies mehr wegen der Krankenkasse der Fall, damit man angemeldet wurde.

Nach dem Tod ihres Mannes arbeitete Frau E. fünfzehn Jahre im Kloster in Müstair: «Ich musste schon alles machen, zum Beispiel regelmässig sechzig Fenster putzen.» Als diese Arbeit einmal jemand anders erledigte, war die Holztreppe unterhalb der Fenster nach dem Putzen dreckiger als vorher und so setzte Frau E. durch, dass nur noch sie die Fenster putzte.

Am Schluss meint Frau E.: «Man darf nicht zurückdenken. Über den Tod vom Mann kommt man nach einem Jahr weg, aber nicht über die Kinder.» Sie brachte als erste im Dorf Fotos am Grabstein ihrer verstorbenen Kinder an: «Dann wussten alle, wer die Kinder waren.»

In der Alterswohnung, in der Frau E. seit vier Jahren wohnt, schaut sie sich gerne das Bozner Fernsehen an. Sie ist immer noch am Geschehen in Südtirol interessiert. Sie erwähnt dies, als sie mir erklärt, der Zug im Vinschgau fahre künftig auch wie die Rhätische Bahn mit elektrischer Energie. Sie erinnert sich an den Zeitpunkt, als der Zug ins Vinschgau gekommen ist. In Mals musste die mit Kohle angetriebene Lokomotive wenden. «Du konntest kein Kleid anziehen.» Als sie einmal mit einer Kollegin, die ein weisses Kleid trug, einen Kaffee am Bahnhof trank, sei dieses nach dem Manöver komplett schwarz gewesen.

4.6 Frau F. aus Schluderns migrierte nach Müstair

Das Interview mit Frau F. stellt ein Sonderfall dar. Sie leidet unter Altersdemenz, erinnert sich aber an viele Erlebnisse in ihren jungen Jahren. In ihrer Wohnung wird sie mehrmals täglich von der Spitex betreut. Wir unterhielten uns zweieinhalb Stunden. Im Rahmen des Beitrages über fremde Frauen im Münstertal wurden vor neun Jahren zwei Interviews mit Frau F. geführt. Es war mir deshalb möglich, meine Auswertung des Interviews mit den Antworten im eben genannten Beitrag abzugleichen. Ich werde im zweiten Teil des folgenden Kapitels die bereits publizierten Ausführungen von Frau F. hinzunehmen. In einem Telefongespräch mit ihrem Sohn verifizierte ich einige biographischen Angaben.

Frau F. ist 1929 in Schluderns als ältestes von fünf Mädchen zur Welt gekommen. Der Vater war Arzt und die Mutter kam aus gutem Hause, sie waren Weinbauern. Aufgewachsen ist Frau F. in einem Haus mit einem grossen Garten und vielen Obstbäumen. Als Kind musste sie auch Holz und Wasser tragen, weil es Letzteres im Haus noch nicht fliessend gab. Zu den regelmässig anfallenden Arbeiten gehörte auch das Aufnehmen der Falläpfel. Gewaschen hat die Mutter in der Küche in einer grossen «Gelte».

Die jüngeren Geschwister konnten den Unterricht auf Deutsch besuchen, aber Frau F. besuchte die italienische Schule in Schluderns. Sie erinnert sich an die Schiefertafeln, da es noch keine Hefte gab. Die Lehrer hatten grosse Wandtafeln. «In die italienische Schuel bini gern gange.» Ausgebildete Frauen unterrichteten und erzählten den Kindern Geschichten, wie diejenige von Pinocchio mit der langen Nase. Es gab zwar bereits Abendschulen in Privathäusern mit deutschen Lehrern, aber dort wurde auch die deutsche Schrift gelehrt und bei den Italienern durfte Frau F. die lateinischen Buchstaben verwenden. «I bin halt lieber bei den Italienern gangen, i mues Ihne ehrlich sage.» Die italienische Sprache war auch kein Problem: «Me hat halt eifach gredt und guet isch die Gschicht gwesen.» Mit zwölf Jahren wurde Frau F. in Aachern im Schwarzwald, in der Nähe von Karlsruhe, an der Reichsschule für Volksdeutsche zwei Jahre lang auf Deutsch ausgebildet, gemeinsam mit anderen deutschen, sogenannt «arisch reinen» Frauen. In ihrer Klasse war auch die Tochter von Himmler. Auch eine Lehrerin aus Südtirol musste dort in die Schule, obwohl sie das Gymnasium und die Lehrerausbildung in Meran absolviert hatte, die aber von den Italienern nicht anerkannt wurde. Frau F. erinnert sich an die lange Fahrt über den Brenner und wie alle Mädchen einmal aufgerufen wurden, Kartoffelkäfer für je fünf Pfennige auf den Äckern einzusammeln, weil behauptet wurde, sie seien von den Amerikanern abgeworfen worden. «Ds Essen isch jo Kartoffeln gwesen. Kannschte denken, wie mir schön jede Staud gschaut haben.» Nach zwei Jahren kehrte sie heim nach Schluderns.

Eine Zeit lang arbeitete sie in einem Hotel: «Des hat mer halt a nid passt, die Katzbuckelei, wegen dem bissel Trinkgeld. Das Personal isch jo miserabel gfüettert worden.» Als sie einmal Wache hatte, wurde sie zu einem Zimmer im oberen Stock gerufen. Ein Italiener sass auf dem Bett, las die Zeitung und meinte zu ihr, sie solle der Signora das Oglio, das Sonnenöl, auf den Balkon hinausgeben. Frau F. war entrüstet, dass er dies nicht selbst tat. Sie wechselte ihre Arbeit vom Hotel in die «Bauernschaft. «Hat mi viel ehrlicher dunkt.» Sie melkte und striegelte Kühe. Dort «han i ds Esse ghabt und Kueh isch dankbar gwesen».

1948 ging Frau F. über die Grenze, für die Arbeit nach «draussen», denn in Südtirol «isch halt eifach nix gwesen». «Mir hot ani grotet, i soll in Appenzellerland. Die Appenzeller seien sehr fremdenfreundlich gwesen. Ehrliche Leut.» In Appenzell «sind viel, viel Italiener

Abb. 22: Eine Frau nach der Heuernte auf dem Feld in Ftan (Fotosammlung Taisch).

dort gwesen, sind mit dem Padrone gut auskommen». Im Unterschied zu Graubünden, wo es anders gewesen ist: «Die Südtiroler sein schon es bisseli in der zweiten Klasse drin gwesen, weisch die sein wirklich mausarm gwesen, verstehn Sie.» Nochmals erzählt sie, wie sie ins Appenzellerland kam: «Eini isch derten gwesen und die hat gsagt, die sein viel andersch, die sein nicht so fremdenfeindlich.» Die Arbeit in Trogen hatte sie gern. «Han zwar no n extra Messe ghabt, aber des hani alles mitgmacht.» Frau F. arbeitete bei einer Fuhrmann-Familie, die Pferde, Reisebusse und Autos vermietete, die Frau F. mit Blumen ausschmückte, zum Beispiel für Hochzeitsfahrten. Wenn einmal noch ein Platz frei war, durfte sie mitfahren, teils bis zum Bodensee. Sie durfte auch auf die Schwägalp, von wo man auf «il Säntis» ging: «Mit soner Drohtseilbahn rauf und in die Gugger ine schauen, do hat man sogar den Ortler gsehen.»

Zurück in Südtirol arbeitete sie auch eine Weile in einer Bäckerei. Die Frau des Bäckers war eine Deutsche und später dann plötzlich verschwunden, eine Spionin der Russen. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete Frau F. als Telefonistin in Mals für die deutsche Dienstpost, denn die Männer waren im Krieg. Jeden Tag lief sie von Schluderns nach Mals hinauf und abends um sechs Uhr nach Feierabend wieder zurück. Von Vorteil war, dass sie gut deutsch und italienisch sprach. Weil die Leute im Dorf noch kein Telefon besassen,

besuchte Frau F. sie jeweils persönlich und informierte sie mit Zetteln, dass sie von dieser Person um jene Zeit angerufen werden und dann im Telefonamt sein müssen. Auf dem Stilfserjoch betreute sie das Telefon, als «Blitzmädel».

Während des Zweiten Weltkrieges wurde Bozen stark bombardiert, im Unterschied zu Meran. «Bozen ham sie schon no iklepft.» In Meran wurden alle Verwundeten, viele Engländer, in Lazaretten behandelt, auch vom Schweizerischen Roten Kreuz. «Amol hend sie gsagt, mer solln helfen gehen. Eso zum Trinken, mit Papierbechern, wenn sie Durscht haben. Aber mir isch es iebel gworden, die seind alle schon halbtot gwesen, hat kein Mensch mehr ebbis ds Trinken gwollt.» Die Hotels wurden als Lazarette gebraucht. «Wissen Sie, die alten Sachen, das glauben Sie fast nicht mehr.»

Es folgte ein «Hin und Her mit Heirat. Isch halt scho irgendwie es Ding gwesen. A Mann hetti vielleicht au do kriegt. Aber i was nid, es isch eifach irgendebbis gwesen.» Frau F. heiratete 1950 mit 21 Jahren im benachbarten Müstair einen Bauern. «De bin halt i kemmen und i bin halt das Opfer gwesen, aber die Welt isch au nid undergangen. I han halt die Landwirtschaft gmacht und guet. Tier hani gern ghabt.» Manchmal hat sie etwas «Dumms ind Händ gno», aber die anderen Bauern waren kollegial. Wo sie den Mann kennen gelernt hat, bleibt ungewiss: «Na, den hob i scho irgendwie, die ganze Sach, weisi nüm.» Bereits in jungen Jahren hat Frau F. fünf Kinder geboren, ein Mädchen und vier Buben.

Auf dem Bauernhof hatten sie «Hühner, Hasen, Ross, alles Mögliche hammer ghabt. Bauernschaft isch schon recht gwesen, hesch könne in Stall go Eier holen, isch nichts Negatives gwesen.» Neben der Landwirtschaft bewirtschaftete Frau F. zusätzlich ein Maiensäss «oben am Berg». Frau F. bedauert, dass sie wegen ihres Mannes nicht an Feste gehen durfte, obwohl sie eingeladen waren. Er hatte Angst, dass sie mit jemand anderem tanzen könnte.

Im Unterschied zur Familie des Mannes («sie sein ja scho es biz e komischi Familie gwesen») hatte sie es mit der alten Nachbarin gut, sie hatte ihr oftmals einen guten Tipp gegeben. Frau F. hat «öbbenemol scho selber am Verstand zweiflet, des muesi scho selber sagen, dassi oft denkt han, i bin e dummi Kueh gwesen». Aber weshalb? «Do isch für alles Jo und Amen, i han au die Verwandte do vo meinem Mann ghabt, die Tante und alles mitenand. Die hammer das Leben au nid gad äso versüesst.» Im Verlaufe des Gesprächs ergänzt Frau F.: «De Tiroler isch es jo dernoch besser gange als de Münsterer.»

Für Frau F. bleibt der Krieg in schlimmerer Erinnerung als die «Faschistenzeit» in den 1930er-Jahren. «Faschismus isch nid eso schlimm gwesen. Da hat mer müese Bäumle setzen und denn het mer n Sack Marend kriegt. Weisch an und für sich die Faschischten seien nicht Sadisten gwesen. Mussolini isch eigentli mehr es bizl e Schauspieler gwesen.» Den Italienern sagte man auch «Walschefaken». «Faken» waren Ferkel oder «Säuli» auf Dialekt.

Im erwähnten Aufsatz der Ethnologin Marta Ostertag finde ich genauere biographische Angaben. Frau F. arbeitete nach dem Besuch der deutschen Mädchenschule in Karlsruhe zuerst in Mals bei der Feldpost und dann in Sterzing beim Telefondienst. Sie absolvierte ein Hotelpraktikum in Trafoi, ebenfalls Vinschgau, und arbeitete später als Haushälterin in Appenzell. Sie heiratete 1950 und zog auf den schwiegerelterlichen Hof in Müstair.[153] Die Aussagen von Frau F. in meinem Interview decken sich demnach nicht immer mit jenen in den Interviews von Frau Ostertag. So sagte Frau F. mir beispielsweise, wie ich vorhin ausgeführt habe, die Bauern im Dorf seien kollegial gewesen und hätten ihr Tipps gegeben. Im Aufsatz steht im Gegensatz, dass man ihr in Müstair nicht mit offenen Armen begegnete, wie ein Fremdkörper sei sie behandelt worden. Sie habe sich stets bemüht, mit den Einheimischen friedlich zusammenzuleben, aber es habe ihr doch oft an Herzlichkeit gefehlt.[154] Dass sie anscheinend keine einfache Integration in die Familie ihres Mannes erlebte (sie hätten ihr das Leben nicht gerade versüsst), deckt sich mit den Angaben im Aufsatz, wo ich auch mehr über die Heirat erfahre, worüber Frau F. mir in meinem Gespräch nichts Weiteres erzählte («die ganze Sach, weisi nüm»). Stützt man sich auf die Ausführungen der zwei inzwischen neun Jahre alten Interviews von Ostertag, so wurde Frau F. von ihrer eigenen Mutter mit dem Schweizer Mann verkuppelt, denn der Vater von Frau F. hatte als Arzt Beziehungen bis ins Münstertal.

«Eines Tages erschien die Schwiegermutter aus Müstair in seiner Praxis – ‹der Himmel weiss, was ihr gefehlt hat› – und machte sich ziemlich wichtig. Dass ihr Sohn eine Südtirolerin heiraten sollte, hatte die zukünftige Schwiegermutter schon durchkalkuliert. Bei einer Münstertalerin hätte sie die Karten offenlegen müssen, und die Tatsache, dass die Familie schwer verschuldet war, wäre aufgeflogen.»[155] So übernahm Frau F. mit ihrem Mann den völlig verschuldeten Hof in

Frau	Jahrgang/ Alter 2014	Geboren in	Geschwister	Arbeit der Eltern	Ausgewandert/ im Alter von	Geheiratet/ im Alter von	Eigene Kinder
A.	1937/77	Schluderns	9	Landwirtschaft, Gasthof, Bäckerei	1955/18	1960/23	3
B.	1926/88	Matsch	6	Landwirtschaft	1947/21	1972/46	1
C.	1928/86	O.	4		1948/20	1951/23	4
D.	1950/64	Laas	9	Landwirtschaft	1967/17	1970/20	2
E.	1922/92	Laatsch	5	Landwirtschaft	1941/19		4
F.	1929/85	Schluderns	5	Arzt	1948/19	1950/21	5

Tab. 1: Biographische Daten der Interviewpartnerinnen.

Müstair. «Statt die hohen Schulden einzugestehen, hatte die Schwiegermutter noch die ganze Verwandtschaft finanziert und unterstützt. Als die Karten schliesslich doch auf den Tisch gelegt wurden, hiess es ‹la schmaladida tudas-cha› (die verfluchte Deutsche) sei schuld daran, dass der Geldhahn zugedreht worden sei. ‹Nein, mit der Verwandtschaft meines Mannes war es nicht gut bestellt. Ein Notnagel war ich, mehr nicht.›»[156]

Diese Biographie ist in zweierlei Hinsicht ein Sonderfall: Erstens stammt die Interviewpartnerin als einzige nicht aus einer Bauernfamilie, also einem agrarischen Milieu, sondern sie war Tochter einer vermögenden Oberschichtfamilie und ist trotzdem ausgewandert, was mir als Kontrastfall eine Diversität in den sechs Biographien einbrachte. Zweitens war es mir möglich, aufgrund zweier früher mit ihr geführten und anschliessend publizierten Interviews, meine Ergebnisse des Gespräches mit früheren Antworten abzugleichen. Durch die Unterschiede wird ein Hauptmerkmal der Oral History ersichtlich: Wandel und Vergänglichkeit persönlicher Erinnerungen.

5 Vergleichende Analyse der Fallbeispiele

Zunächst fasse ich die Aussagen der interviewten Frauen zusammen und spreche im Anschluss die methodischen Herausforderungen der Oral History in Bezug auf das untersuchte Thema an. In Tabelle 1 stelle ich die vorhandenen biographischen Informationen über die sechs interviewten Frauen dar.

Vier Frauen wurden in den 1920er-Jahren geboren, eine Frau Ende der 1930er-Jahre und eine Frau Anfang der 1950er-Jahre. Die geografische Herkunft ist bei allen gleich. Sie stammen aus dem Vinschgau, der nordwestlichsten Region des Südtirols, die der Schweizer Grenze am nächsten liegt. Die Frauen kamen aus Familien mit vielen Kindern – die höchste Geschwisterzahl liegt bei neun, die niedrigste bei vier. Die meisten Frauen wuchsen in einer Familie auf, die den Lebensunterhalt mit Landwirtschaft erwirtschaftete und häufig auf einen Nebenerwerb angewiesen war. Nur eine Frau entstammt nicht dem agrarischen Milieu, sondern einer wohlhabenden Familie. Die meisten dieser Frauen besuchten einen italienischen Kindergarten und eine italienische Schule, wo sie jedoch eine ungenügende Ausbildung erhielten, und absolvierten im Anschluss keine Lehre. Nur die jüngste Frau D. wurde nicht mehr auf Italienisch unterrichtet. Lediglich Frau A. und Frau B. wurden in einer Haushaltungsschule weiter ausgebildet. Frau E. lernte Hochdeutsch heimlich in einer Katakombenschule, Frau F. aus der Arztfamilie wurde zu diesem Zweck in eine Schule nach Deutschland geschickt. Mit Ausnahme von Frau F. wuchsen die Frauen in armen Verhältnissen auf, oftmals waren Essen und Kleider knapp. Bereits als Kind gewöhnten sie sich an lange Arbeitszeiten. Sie halfen überall mit, weil es immer Arbeiten zu erledigen gab. Gerade die Frauen aus Familien mit vielen Mädchen übernahmen oftmals schwere körperliche Arbeiten, die sonst die Männer ausführten. Die jungen Frauen wanderten im Alter zwischen siebzehn und einundzwanzig Jahren aus.

An der Grenze machten die Frauen verschiedene Erfahrungen. Eine Schwierigkeit, die über Erfolg oder

153 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 78.
154 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 81.
155 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 87.
156 Ostertag: Rumantsch, 2008, S. 87.

Misserfolg der Auswanderung entschied, war das Beantragen des Passes, um eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz zu erhalten und legal einreisen zu können. Dazu wendeten sie auch chancenerhöhende Strategien an, wie Frau E., die mit einem Stück Speck nach Bozen zur italienischen Behörde reiste. Dennoch war bis am Tag der Grenzüberschreitung ungewiss, ob sie gelingen würde, weil die Frauen sich zuerst einer sanitarischen Kontrolle unterziehen mussten. Dies änderte sich im Verlaufe der Zeit: Am Reschenpass war der Grenzübertritt bei Frau D. Ende der 1960er-Jahre bereits ohne Hürden möglich. Noch zwanzig Jahre zuvor wurde Frau C. dort der Pass abgenommen und erst nach einer gesundheitlichen Kontrolle durch einen Grenzarzt in Scuol retourniert und eine Einreisebewilligung ausgestellt.

Die Arbeitsstellen in der Schweiz erhielten die Frauen auf unterschiedlichen Wegen. Die meisten kamen durch Mund-zu-Mund-Propaganda ins Ausland. Entweder wurden sie direkt von einem Stellenvermittler angeworben oder sie erfuhren von bereits ausgewanderten Bekannten oder Verwandten, dass eine Stelle frei sei. Die meisten arbeiteten an mehreren Orten, bevor sie heirateten und sesshaft wurden. Da es sich häufig um Saisonstellen handelte, arbeiteten die Frauen in der Zwischenzeit auf dem Hof daheim. Aufgrund der fehlenden Ausbildung wurden sie meistens angelernt, wie beispielsweise Frau D. als Serviertochter. Entschädigt wurden sie unterschiedlich, eines war jedoch fast allen Frauen gemeinsam: Sie schickten einen Grossteil ihres Lohnes zur Unterstützung ihren Familien nach Hause. Wie bei Frau D. stand nicht die Absicht auf einen möglichst hohen Lohn im Vordergrund, sondern die Aussicht auf eine sichere Stelle während mehrerer Saisons und damit einhergehend gesicherte und regelmässige Einnahmen. Die Bedeutung des Geldrückflusses in die Heimat ist nicht zu unterschätzen, denn er trug zu Hause zu einer Verbesserung des Wohlstands bei. Die Frauen arbeiteten in der Schweiz primär in der Hotellerie, als Hausangestellte oder in der Landwirtschaft. Die täglichen Arbeitszeiten waren lang, freie Tage existierten nicht. Und wenn Ferien möglich waren, wie bei Frau B. zwei Wochen im Herbst, reisten sie nach Hause und halfen der Familie bei der Ernte. Vielfach hatten die Frauen in den späteren Jahren ein Nebeneinkommen, das ihrer früheren Tätigkeit ähnelte. Drei Frauen bewirtschafteten Ferienwohnungen oder Gästezimmer.

Die Frauen heirateten häufig mit gut zwanzig Jahren einen Schweizer Mann, was zur dauerhaften Emigration führte. Sie gründeten ihre eigene Familie und gebaren Kinder, jedoch nicht mehr so zahlreich, wie ihre Mütter es taten. Bei Frau E. schätze ich, dass sie Mitte ihrer Zwanziger heiratete, weil sie nach 1949 vier Kinder gebar. Die meisten Frauen kehrten mit ihren Kindern für Verwandtenbesuche regelmässig ins Südtirol zurück.

Die Bedeutung der Religion und vor allem der verschiedenen Konfessionen war vor mehr als einem halben Jahrhundert grösser als heute. Die beiden Frauen, welche in die Val Müstair migrierten, liessen sich im einzigen katholischen Dorf Müstair an der Grenze nieder und nicht in einer reformierten Gemeinde. War dies doch der Fall, wie bei Frau C., wurde sie als Katholische im reformierten Unterengadiner Dorf schräg angeschaut. Die Sehnsucht nach der Heimat war keineswegs bei allen vorhanden: Ungefähr die Hälfte erzählte, kein Heimweh gehabt zu haben, wohingegen die andere Hälfte von starkem Heimweh geplagt wurde. Sie sehnten sich nach nahestehenden Personen und der Familie, oft – wie bei Frau C. – besonders an Familienfesten.

Die Frauen pflegten Beziehungen zu Einheimischen ganz verschieden und integrierten sich deshalb unterschiedlich rasch. Wichtig war in den rätoromanischen Gebieten das Erlernen der Sprache, aber auch der schweizerdeutsche Dialekt musste zuerst gelernt werden. Die romanische Sprache war für die Frauen wichtig, um sich mit Einheimischen austauschen zu können. Sie lernten sie teils rasch, weil sie als ähnlich zur italienischen Sprache empfunden wurde. Frau C. beispielsweise brauchte die Sprache zur Verständigung, weil die älteren Leute im Engadiner Dorf gar kein deutsch sprechen konnten. Frau D. engagierte sich in diversen Vereinen und lernte dort Romanisch. Frau E. hingegen fiel die sprachliche Umstellung nicht leicht. Zu anderen Frauen aus Südtirol pflegten nicht alle Kontakt, auch weil sie kaum Zeit dazu fanden.

Der Zweite Weltkrieg und seine politischen und wirtschaftlichen Folgen beeinflussten die Frauen direkt und trugen zum Migrationsentscheid bei. Häufig kamen Vorfahren wie Väter oder Onkel invalid aus dem Krieg zurück. Im Rahmen der Option ist keine der Frauen nach Deutschland übersiedelt, hingegen etliche Verwandte ihrer Eltern.

Die Aussagen der älteren Frauen, die Ende der 1940er-Jahre ausgewandert sind, unterscheiden sich von jenen von Frau D., welche erst ab 1967 zwecks Arbeit die Grenze überschritt. Sie tat dies regelmässig ohne Probleme und nahm die Fremde als nicht beson-

ders anders wahr. Weil der Zweite Weltkrieg bereits seit gut zwanzig Jahren beendet war, hatten sich die Bedingungen geändert. So wurden unter anderem keine sanitarischen Untersuchungen mehr vorgenommen. Die jungen Frauen schafften es, sich im Ausland längerfristig einzuleben, vermutlich auch, weil sie aufgrund der sprachlichen und kulturellen Ähnlichkeiten des Südtirols und Graubündens nicht gezwungen waren, ihre Herkunftskultur vollständig hinter sich zu lassen.

Kommen wir nun im zweiten Abschnitt zu den methodischen Herausforderungen in der Oral History und zu den Fragen: Wie setzen die Frauen ihr eigenes Leben in Szene, je mehr sie sich dem Lebensende nähern? Es ist ein bekanntes Phänomen, dass das Bedürfnis gross ist, sein persönliches Leben als gut darzustellen. Wie gelingt es, die eigene Biographie rückwirkend «sinnvoll» zu rekonstruieren? Wie reflektieren die interviewten Frauen, was sie erlebt haben, mitsamt allen biographischen Zufallsfaktoren? Schliesslich ist anzunehmen, dass sie den Entscheid, ihr Leben auf Dauer in der Schweiz zu verbringen, für sich selbst positiv bewerten wollen. Es stellt sich meines Erachtens die Frage, inwiefern die Heiratsentscheidung und anschliessende Ehe in der Schweiz zu etwas Glücklichem stilisiert wurde? Es wäre eine geglückte Konstruktion, dass die Zeit vor der Heirat – und die damit einhergehend als häufig sehr anstrengend empfundene Arbeit – im Unterschied zur Zeit nachher als schwierig, wenn nicht gar mies eingestuft wurde. Man könnte sagen, je schwieriger die Zeit vor der Ehe war, desto besser wird die Zeit nachher als gut oder zumindest besser wahrgenommen. Das könnte erklären, weshalb ich häufig mit Schreckensgeschichten konfrontiert wurde wie bei jener Frau, die angeblich pro Nacht nur zwei Stunden schlief. Es ist irrelevant, ob sie nun fünf oder zwei Stunden geschlafen hat, aber diese Arbeitssituation war für sie dramatisch und sie erzählt in der Zeit nach der Heirat von keiner solchen Erinnerung.

Abb. 23: Wäscherinnen am Brunnen, Ftan (Fotosammlung Taisch).

Ferner wage ich die Aussage, dass die Frauen persönliche Entscheidungen anderen Personen zuschreiben, um eine Rechtfertigung zu haben, wieso das eigene Leben diesen oder jenen weiteren Verlauf nahm. Zur Illustration zwei Beispiele: Die Frau, die sagte, sie wäre nach Deutschland optiert, wenn sie nicht vom Pfarrer zurückgehalten worden wäre, überlässt ihm damit die Verantwortung für ihre Entscheidung. Sie kann sich selbst keine Vorwürfe machen, dass sie nicht ausprobiert hat, ob die Lebensbedingungen im deutschen Reich nicht einfacher gewesen wären, sie hatte ja wegen des Pfarrers keine Entscheidungsfreiheit. Auch jene Frau, die meinte, ihr ganzes Leben für ihre uneheliche Tochter gearbeitet zu haben, rechtfertigt sich selbst gegenüber ihre lebenslangen beruflichen Anstrengungen damit, dass ihr gar keine andere Wahl blieb. Diese Betrachtungsweise ist eine mögliche von verschiedenen Deutungen. Ich bin mir bewusst, dass solche psychologischen Interpretationen, solche Beurteilungen heikel sind. Ich finde es generell interessant, wie gewisse Entscheidungen rückblickend je nach aktueller Lebenssituation in einem anderen Licht erscheinen.

Es gibt Gemeinsamkeiten bei den Frauen auf der Ebene der Erzählung, wie sie sich erinnern und darstellen. Stark betont wird bei allen die Arbeitsmoral, Aussagen wie «mir händ eifach immer gschafft» kommen ständig vor. Zu dieser Arbeitsmoral zähle ich auch, dass die Frauen von der Art der Arbeit her häufig «alles machten», also vielfältige Tätigkeiten ausübten und auch körperlich gefordert waren, sich also nicht nur um den Haushalt zu kümmern hatten. Dazu gehört auch, dass sie bereits als Kind viel geholfen haben, gekoppelt mit einer in ihren Augen ungenügenden Ausbildung. Hinzu kommt, dass die Beziehung zu Geschwistern und Eltern als positiv erachtet wird. Gerade in den Ferien stellen die Frauen es als Selbstverständlichkeit dar, dass sie ihren Familien in Südtirol bei der Arbeit halfen. Weiter wurden vor allem in der ersten Zeit in der Schweiz immer Menschen genannt, denen die Frauen vertrauten und von welchen sie Unterstützung erhielten, eine Nachbarin beispielsweise. Über diese Anfangsphase wurden aber widersprüchliche

Aussagen gemacht: Einerseits hätten sie sich leicht integriert und schnell wohlgefühlt, andererseits sei es nicht einfach gewesen, sie hätten sich fremd gefühlt und seien zum Beispiel immer «die Tirolerin» geblieben. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass die Frauen von sich aus sagten, sie hätten nicht ins Südtirol zurückkehren wollen und würden heute nicht mehr dort leben wollen. Diese Aussagen können als eine Art Selbstbestätigung gedeutet werden: Die Entscheidung, die Heimat zu verlassen, wird als richtig erachtet.

Ich frage mich, ob nicht der Umgang mit Geld von vielen Frauen beschönigt wurde. So hatten sie aufgrund der Armut und Not zu Hause ihr im Ausland verdientes Geld gerne nach Hause geschickt, zur Unterstützung der Eltern oder eines Elternteils und der Geschwister. Obschon bestimmt eine grosse Solidarität innerhalb der Familien vorhanden war, habe ich mich dennoch gewundert, dass ich nie gehört habe, dass die Frauen eigentlich ihr Erspartes lieber selbst behalten und für die eigene Zukunft angelegt hätten. Das führt mich nochmals zum Punkt zurück, dass man Oral History immer vorsichtig anwenden sollte: Erinnerungen wandeln sich und können je nach Lebensabschnitt eine andere Bedeutung erhalten. Wenn ich die Methode meiner Forschungsarbeit reflektiere, so bestand die grösste Herausforderung darin, das Vertrauen der Interviewpartnerinnen zu gewinnen, da ich als fremde Person mich für persönlichste Erlebnisse interessierte. Es stellt sich die Frage, wieso es so schwierig war, das Vertrauen zu gewinnen. Gerne hätte ich die Erlaubnis erhalten, alle sechs Interviews mit dem Handy aufzunehmen. Vielleicht hätte ich besser zwei bis drei Mal jede Frau besucht, um beim ersten Besuch nur über oberflächliche Dinge zu plaudern und bei einem weiteren Besuch erst ihr persönliches Leben anzusprechen. Denn die Quellen bestehen in diesem Fall aus einer Beziehung zwischen zwei Menschen, und gerade deshalb ist es eine Herausforderung, die wissenschaftlich notwendige Distanz zu bewahren. Gleichzeitig durfte ich bei den Interviewpartnerinnen nicht die Erwartungshaltung erzeugen, dass sie mir spektakuläre Unterhaltung bieten müssten. Bei der Kontaktaufnahme sagte mir beispielsweise Frau E. am Telefon: «Schönes habe ich nichts erlebt und vom Schlechten möchte ich nicht erzählen.» Sie hätte bereits zwei Kinder auf dem Friedhof. Ich gewann sie schliesslich doch für ein Gespräch, indem ich ihr erklärte, dass ich keine spektakulären Geschichten suche, sondern sie nach ihrem früheren Alltag und ihren Erfahrungen fragen möchte. Und genau in diesen persönlichen Fragen und der Face-to-face-Situation –, dass ich im selben Raum physisch anwesend jemandem gegenübersass – liegt meines Erachtens die Stärke dieser Methode. Bei einem standardisierten Fragebogen hätte ich höchst wahrscheinlich keine solchen Antworten erhalten, wie ich sie bei den Gesprächen erhielt. Zudem erfuhr ich von Details, auf die ich in der vorbereitenden Lektüre von Sekundärliteratur vorgängig nicht gestossen bin, wie zum Beispiel den Katakombenschulen oder den Schmuggel-Praktiken.

6 Schluss

Ein verallgemeinerbares Auswanderungsmuster der emigrierten Südtirolerinnen in der Nachkriegszeit lässt sich anhand der sechs durchgeführten Interviews nicht beschreiben. Die subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen sind individuell ebenso verschieden, wie es die Biographien sind. Die Hauptaussagen und Erkenntnisse habe ich im vorangehenden Kapitel zusammengefasst und kommentiert. Als Erklärung der Auswanderung reicht es nicht aus zu sagen, aufgrund von Armutsverhältnissen und hohen Kinderzahlen der Südtiroler Familien auf den Bauernhöfen verliessen viele Junge die Heimat auf der Suche nach Arbeit. Wie sich gezeigt hat, emigrierten nicht nur Kinder aus dem agrarischen Milieu, sondern auch Junge aus wohlhabenden Familien. Deshalb fasse ich abschliessend in einem Fazit die Erklärungsmöglichkeiten von Migrationen zusammen. Zunächst stelle ich auf die Südtiroler Migration bezogen die möglichen Argumente der ökonomischen Push-and-pull-Theorie dar. Als wichtig erachte ich dabei die Parallele in der wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Gebiete Südtirol und Graubünden: Sie liessen beide eine Phase der Industrialisierung, den sekundären Sektor, aus und entwickelten sich von einem Agrarland direkt zu einer von Handel und Dienstleistung geprägten Wirtschaft. Nebst diesen ökonomischen Betrachtungen, die Armut als wichtigen Faktor der Auswanderung zu nennen, sollten auch andere Deutungen in Betracht gezogen werden, also kulturelle und emotionale Aspekte wie beispielsweise Abenteuerlust und Neugierde. Die Emigration war für die Frauen ein Lebensprojekt – ein Versuch, mit den eigenen Mitteln eine bessere Zukunft aufzubauen.

Im Gegensatz zur generalisierenden Push-and-pull-Theorie begründen Narrative in einer Gesellschaft den

Auswanderungswunsch auf einer individuellen Ebene. Diese narrative Geschichte scheint mir interessant, weil nicht nur wir als Historiker uns unser Narrativ entwerfen, sondern auch die Menschen, die Gegenstand unserer historischen Arbeit sind, sich ihre persönliche Geschichte als Narrativ so zurechtlegen, dass sie für sie Sinn macht. Bei den befragten Südtirolerinnen waren es besonders die Erzählungen und Vermittlungen von bereits abgewanderten Verwandten oder Freunden, die den Weg ins Ausland ebnen konnten. Nicht selten nahm diese Auswanderung eine Eigendynamik an. Ich denke dabei an die Folgewirkungen einer Emigration, weil die verloren gegangenen Arbeitskräfte von Zuwanderern aus Nachbargebieten ersetzt wurden. Dieses zirkuläre Migrationsmodell trifft auf Migrationsbewegungen von einem Berggebiet in ein anderes Berggebiet zu. Die Südtiroler wurden von Personen aus dem Trentino ersetzt und jene wiederum von Venetiern. Sogar innerhalb Graubündens fanden zirkuläre Wanderbewegungen statt: Die eingewanderten Südtiroler ersetzten in der Landwirtschaft in der Val Müstair jene Einheimischen, die in der besser bezahlten Hotellerie ausserhalb des Tales arbeiteten. So gab es innerhalb eines Einwanderungsgebiets wie dem Kanton Graubünden auch eigene arbeitsbedingte Migrationen.

Gerade deswegen ist es wichtig, dass diese Wanderungsformen nicht nur auf einer nationalen oder regionalen Ebene analysiert werden, sondern besonders auch auf einer lokalen, kleinräumigen Ebene, weil sie sich alle überlappen. Ich vermute, dass die von mir untersuchte Migration sich von anderen Berggebieten nicht grundlegend unterscheidet, sondern ähnlich ist.

Abb. 24: Heuernte, im Hintergrund Kornfelder, Val Müstair, 1960. (Staatsarchiv Graubünden, FD IV/399).

Die Wanderungsform der definitiven Auswanderung erwähnte ich im Kapitel über Migrationen in den Alpen nur am Rande, da sie noch spärlich untersucht ist. Nach den Interviews mit den Frauen schlage ich vor, dass diese endgültige Auswanderung im Rahmen eines zweistufigen Modells zu Stande kommen kann, und zwar war in meiner Studie die Heirat ausschlaggebend und von zentraler Bedeutung. Die Frauen arbeiteten an Orten, die sie teils wechselten oder von wo sie vorübergehend ins Südtirol zurückkehrten. Durch die geknüpften Kontakte heirateten sie einen einheimischen Mann, womit für sie

Push-Faktoren (Südtirol)	Pull-Faktoren (Graubünden)
- mangelnde Industrialisierung - politische Spannungen - eingeschränktes schulisches und berufliches Aus- und Weiterbildungsangebot: italienisches Schulsystem, fehlende oder nur wenige Lehrstellen - mangelhafte soziale Absicherung - Diskriminierung innerhalb der Familie oder Dorfgemeinschaft: uneheliche Kinder, unglückliche Liebschaft, schlechte Familienverhältnisse - schlechte Entlohnung in allen Wirtschaftszweigen - auf Selbstversorgung ausgerichtete Landwirtschaft - Knappheit der landwirtschaftlichen Nutzfläche und geringe Produktivität - Vorherrschen von Handarbeit wegen geringer bis fehlender Mechanisierung: hohe Arbeitsintensität - patriarchale Struktur der bäuerlichen Familie	- wachsende Wirtschaft - vom Zweiten Weltkrieg verschont - politische Stabilität - internationale Beziehungen - Vielsprachigkeit - hoher Lebensstandard - vorhandene Arbeitsplätze auch für ungelernte Kräfte in diversen Berufsgruppen - höhere Löhne: gute Verdienstmöglichkeiten - Ausbildungsmöglichkeiten

Tab. 2: Ein ökonomischer Erklärungsversuch der Südtiroler Migration.

durch die erworbene Schweizer Staatsbürgerschaft die mühsame Prozedur der Beschaffung der Aufenthaltsbewilligung entfiel. So resultierte aus einer vorerst temporären Auswanderung eine endgültige. Die Heirat kann demnach als Wendepunkt oder Bindeglied zwischen den beiden Phasen oder Stufen bezeichnet werden. Zentral ist meines Erachtens die Bedeutung von Arbeit. Die Frauen wanderten nicht ausschliesslich wegen Armut und Not aus und wegen der hohen Kinderzahlen auf den Bauernhöfen, sondern unter anderem deswegen, weil sie auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen und nach dem Sinn des Lebens waren.

Für weiterführende Forschung zur Südtiroler Migration bieten sich diverse Perspektiven. Methodisch könnte man den Zugang öffnen und schriftliche Zeugnisse beiziehen, seien dies entweder autobiographische Dokumente wie Tagebücher oder öffentliche Papiere, die man wahrscheinlich in Archiven fände. So könnten Jahreszahlen überprüft werden und mehr über die Gesetze und Verordnungen in Erfahrung gebracht werden, beispielsweise über die sanitarischen Kontrollen.

Ferner könnte man in die Untersuchungen emigrierte Männer einbeziehen, denn auch die Männer waren gezwungen, entweder die instabile politische Lage und die ungewisse Zukunft in Südtirol zu ertragen oder ins Ausland auszuwandern. Bei ihnen kam hinzu, dass sie Militärdienst zu leisten hatten. Damit weise ich auf eine Tatsache hin, die ich in meiner Arbeit nicht thematisiert habe, die mir aber in einem der Gespräche anvertraut wurde. Ein Bruder einer Interviewpartnerin desertierte und beging danach aus politischen Motiven Suizid, weil er sich der Militärpflicht in Italien entziehen wollte. Es gibt also für die Interviewpartnerinnen sehr belastende Erinnerungen. Die beiden Weltkriege und ihre Folgen sind keineswegs verarbeitet, sondern werden im Gegenteil von der betroffenen Bevölkerung oft verdrängt. Über Politik und die faschistische Zeit wird – wenn überhaupt – höchstens in einer distanzierten Art und Weise gesprochen, keineswegs aber über betroffene Personen und ihre Schicksale innerhalb der eigenen Verwandtschaft.

Aufschlussreich wäre auch, den Umgang mit unehelichen Kindern in Südtirol und deren spätere Lebenswege zu recherchieren, da – wie mir eine interviewte Frau nachträglich am Telefon mitteilte – offenbar auch in Südtirol viele uneheliche Kinder zur Welt kamen. Solche Themen wagte ich mich aus Respekt vor den Interviewpartnerinnen nicht zu vertiefen, auch nicht die Beziehungen zwischen Mann und Frau respektive die Heirat. Was sagten die Familien oder Leute im Tal zur Heirat? Was meinten die Ehemänner? Aus den Gesprächen mit den Südtiroler Frauen öffnen sich viele Fragen, die häufig schwierig zu beantworten sind. Meine Ausführungen sollen als Teil einer Migrationsgeschichte in den Alpen dazu dienen, einen vertieften Eindruck über die Einwanderung zu erhalten. Ein Gesamtbild kann erst gezeichnet werden, wenn fundierte Kenntnisse und Informationen über lokale Prozesse und Gegebenheiten diverser Gebiete gewonnen sind.

7 Quellen- und Literaturverzeichnis

7.1 Quellen

- 10. Juni 2014 Gespräch mit Frau A. in St. Moritz, drei Stunden
- 12. Juni 2014 Gespräch mit Frau B. in Churwalden, zwei Stunden
- 27. Juni 2014 Gespräch mit Frau D. in Scuol, eine Stunde*
- 22. Juli 2014 Gespräch mit Frau E. in Müstair, zweieinhalb Stunden
- 25. Juli 2014 Gespräch mit Frau C. in P., eine Stunde
- 28. Juli 2014 Gespräch mit Frau F. in Müstair, zweieinhalb Stunden*

* Interview im Originalton mit Sprachmemofunktion aufgenommen.

7.2 Literatur

- Apitzsch, Ursula/Jansen, Mechtild M. (Hrsg.): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, Münster 2003.
- Atz, Hermann: Verschobene Grenzen. Strukturwandel und ethnische Arbeitsteilung, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 155–164.
- Aufhauser, Elisabeth: Migration und Geschlecht: Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration, in: Karl Husa et al. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?, Frankfurt a. M. 2000, S. 97–122.
- Bade, Klaus J. et al. (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Zürich 2007.
- Ders.: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000.
- Blaesi, Gino: Aus dem Hotelierverein Lenzerheide-Valbella, in: Gemeinde Vaz/Obervaz (Hrsg.): Festschrift zur Zentenarfeier 100 Jahre Kurort Lenzerheide/Valbella 1882–1982, Lenzerheide 1982, S. 34–38.
- Bollier, Peter: Der Bevölkerungswandel, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000, S. 115–146.
- Boscardin, Lucio: Die italienische Einwanderung in die Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1946–1959, Zürich 1962.
- Breckner, Roswitha: Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews [1994], in: Julia Obertreis (Hrsg.): Oral History, Stuttgart 2012, S. 132–151.
- Candreia, Linard: Hanna la Tirolra. Hanna die Südtirolerin, Cuira/Chur 2013.
- Ceschi, Raffaello: Migration von Berggebiet zu Berggebiet, in: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer (Hrsg.): Gewerbliche Migration im Alpenraum. Historikertagung in Davos 25.–27. September 1991, Bozen 1994, S. 47– 82.
- Conrad, Anne: Frauen- und Geschlechtergeschichte, in: Michael Maurer (Hrsg.): Aufriss der Historischen Wissenschaften, Band 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 230–293.
- Czarniawska, Barbara: Narratives in Social Science Research, London 2004.
- Egger, Michael: Der kleine Oral History Ratgeber, Graz 2013.
- Falch, Sabine: Heimatfern. Die Südtiroler Arbeitsmigration der 1950er und 1960er-Jahre, Innsbruck 2002.
- Foffa, Crispin: Val Müstair. Gesellschaftliche, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Bevölkerung und der Infrastruktur des Val Müstair in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Müstair 2003.
- Fontaine, Laurence: Données implicites dans la construction des modèles migratoires alpins à l'époque moderne, in: Thomas Busset/Jon Mathieu (Redaktion): Mobilité spatiale et frontières. Räumliche Mobilität und Grenzen, Zürich 1998, S. 25–35.
- fremdeFrau. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 4, hrsg. v. Silke Redolfi, Silvia Hofmann und Ursula Jecklin, Zürich 2008.
- Fritzsche, Bruno/Romer, Sandra: Graubünden seit 1945, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000, S. 330–391.
- Göpfert, Rebekka: Oral History: Über die Zusammensetzung individueller Erinnerung im Interview, in: Clemens Wischermann (Hrsg.): Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 101–111.

- Grandi, Casimira: Emigrazione alpina al femminile: lo spazio del possibile (secc. 17–20), in: Thomas Busset/Jon Mathieu (Redaktion): Mobilité spatiale et frontières. Räumliche Mobilität und Grenzen, Zürich 1998, S. 49–62.
- Dies.: Von der Valsugana nach Vorarlberg – Frauengeschichte (1870–1915), in: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer (Hrsg.): Gewerbliche Migration im Alpenraum. Historikertagung in Davos 25.–27. September 1991, Bozen 1994, S. 315–392.
- Grele, Ronald J.: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History», Frankfurt am Main 1985, S. 195–220.
- Grimm, Paul Eugen: Scuol. Landschaft, Geschichte, Menschen, St. Moritz 2012.
- Gustin, Claudio: Beziehungen über die Grenze zwischen Münstertal und Vinschgau, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 247–254.
- Habermas, Rebekka: Frauen- und Geschlechtergeschichte, in: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch, Göttingen 2002, S. 231–245.
- Hagemann, Karen: «Ich glaub' nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab'...». Oral History und historische Frauenforschung, in: Herwart Vorländer (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 29–48.
- Hahn, Sylvia: Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen, in: Karl Husa et al. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?, Frankfurt a. M. 2000, S. 77–96.
- Dies.: Migration – Arbeit – Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2008.
- Dies.: Historische Migrationsforschung, Frankfurt am Main 2012.
- Haidacher, Christoph: Die Herrschaft Tarasp und die Grenzbildung zwischen Tirol und den Bünden in der Neuzeit, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 229–245.
- Han, Petrus: Soziologie der Migration, Stuttgart 2000.
- Handbuch der Bündner Geschichte, hrsg. v. Verein für Bündner Kulturforschung, 4 Bde., Chur 2000
- Hoerder, Dirk/Lucassen, Jan/Lucassen, Leo: Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Klaus J. Bade et al. (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Zürich 2007, S. 28–53.
- Holzer, Anton et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991.
- Ders.: Die «Technische Revolution» am Lande, in: Ders. et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 35–48.
- Kersting, Manfred: Industrie und Industriepolitik in Südtirol, Innsbruck 1973.
- Kessler, Daniel: Hotels und Dörfer. Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit, Bern 1998.
- Kessler, Daniel: Der Tourismus, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000, S. 89–114.
- Kiem, Othmar: Der gescheiterte Aufbruch. Die Anfänge der Arbeiterkultur in Südtirol, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 245–260.
- Kofman, Eleonore et al. (Ed.): Gender and International Migration in Europe, New York 2000.
- Körner, Heiko: Internationale Mobilität der Arbeit. Eine empirische und theoretische Analyse der internationalen Wirtschaftsmigration im 19. und 20. Jahrhundert, Darmstadt 1990.
- Krauss, Marita/Sonnabend, Holger (Hrsg.): Frauen und Migration, Stuttgart 2001.
- Leoni, Diego: «Wie Schmetterlingsgruppen: nicht mehr Larve und noch nicht Schmetterling». Zur Emigration aus dem Trentino nach Tirol, in: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer (Hrsg.): Gewerbliche Migration im Alpenraum. Historikertagung in Davos 25.–27. September 1991, Bozen 1994, S. 167–182.
- Lüdtke, Alf: Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Ders. (Hrsg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M. 1989, S. 9–47.

- Marseiler, Sebastian: Gehen oder bleiben? Im Gespräch mit Zeitzeugen, in: Reinhold Messner (Hrsg.): Die Option. 1939 stimmten 86% der Südtiroler für das Aufgeben ihrer Heimat. Warum? Ein Lehrstück in Zeitgeschichte, München 1989, S. 115–163.
- Mathieu, Jon: Bevölkerungsdichte, Städtedichte und Migration – die «fabrique d'hommes» neu besichtigt, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 49 (1999), S. 126–131.
- Ders.: Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit, Basel 2011.
- Ders.: Geschichte der Alpen 1500–1900. Umwelt, Entwicklung, Gesellschaft, Wien 1998.
- Ders.: Migrationen im mittleren Alpenraum, 15.–19. Jahrhundert. Erträge und Probleme der Forschung, in: Ulrich Pfister (Ed.): Regional development and commercial infrastructure in the Alps. Fifteenth to eighteenth centuries, Basel 2002, S. 95–110.
- Mathis, Franz: Mobilität in der Geschichte der Alpen: Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, in: Thomas Busset/Jon Mathieu (Redaktion): Mobilité spatiale et frontières. Räumliche Mobilität und Grenzen, Zürich 1998, S. 15–23.
- Merten, Victor: «In Italien kann man untertauchen», in: NZZ am Sonntag, 15. Juni 2014, S. 8.
- Mezzalira, Giorgio: Der «ethnisch fremde Süden». Die italienischen Einwanderer in der Nachkriegszeit, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 201–220.
- Münz, Rainer: Migration im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Karl Husa et al. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?, Frankfurt a. M. 2000, S. 177–188.
- Niethammer, Lutz: Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History [1985], gekürzte Fassung in: Julia Obertreis (Hrsg.): Oral History, Stuttgart 2012, S. 31–71.
- Obertreis, Julia: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: Dies. (Hrsg.): Oral History, Stuttgart 2012, S. 7–28.
- Oltmer, Jochen: Migration im 19. und 20. Jahrhundert, München 2010.
- Ostertag, Marta: «Sobald man rumantsch geredet hat, war man wie zu Hause». Von fremden Frauen im Münstertal, in: fremdeFrau. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 4, hrsg. v. Silke Redolfi, Silvia Hofmann und Ursula Jecklin, Zürich 2008. S. 61–105.
- Pan, Kristin/Rösch, Paul: Die Arbeit war hart, der Lohn war karg. Die Geschichte einer Pächterfamilie, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 17–29.
- Parnreiter, Christof: Theorien und Forschungsansätze zu Migration, in: Karl Husa et al. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?, Frankfurt a. M. 2000, S. 25–52.
- Pfister, Ulrich: Das Bistum Chur zwischen Graubünden und Habsburg, etwa 1500–1813, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 207–217.
- Pircher, Erika: Über die Potenz der «Reserve». Frauenarbeitslosigkeit in Südtirol, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 133–142.
- Plangg, Guntram: Der Rückzug des Romanischen im Vinschgau, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 219–228.
- Ralser, Michaela/Verdorfer, Martha: Die Arbeitsplätze der Frauen: Überall und nirgends, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 99–127.
- Ravenstein, Ernest George: The laws of migration, in: Journal of the Royal Statistical Society 48 (1885), S. 167–277.
- Riedmann, Josef: Tirol – Graubünden: Gemeinsamkeit – Konflikte – Nachbarschaft, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 11–22.
- Romeo, Carlo: Eine Fabrik in «Neu-Bozen». Arbeitererfahrungen bei der Lancia (1937–1945), in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 81–96.

- Salis, Katharina von: Die Migration und der Bau der Albigna-Staumauer, in: Engadiner Post, Donnerstag, 5. Juni 2014, S. 10.
- Schaffner, Martin: Plädoyer für Oral History, in: Jürgen von Ungern-Sternberg/ Hansjörg Reinau (Hrsg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung, Stuttgart 1988 (Colloquium Rauricum Band 1), S. 345–348.
- Schelbert, Leo: Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Zürich 1976.
- Schweitzer, Sabine: «... und dann sind wir herausgekommen ...»: zur Wahrnehmung von Option und Umsiedlung der Südtirolerinnen, in: Thomas Busset/ Jon Mathieu (Redaktion): Mobilité spatiale et frontières. Räumliche Mobilität und Grenzen, Zürich 1998, S. 351–364.
- Simonett, Jürg: Einleitung, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000, S. 7–12.
- Spuhler, Gregor: Oral History in der Schweiz, in: Ders. et al. (Hrsg.): Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 7–20.
- Steininger, Rolf: Südtirol: vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Innsbruck 2012.
- Steurer, Leopold: Option und Umsiedlung in Südtirol: Hintergründe – Akteure – Verlauf, in: Reinhold Messner (Hrsg.): Die Option. 1939 stimmten 86% der Südtiroler für das Aufgeben ihrer Heimat. Warum? Ein Lehrstück in Zeitgeschichte, München 1989, S. 15–114.
- Stillebacher, Urban: Der lange Weg zur Arbeit. Die Grenzpendler im oberen Vinschgau, in: Anton Holzer et al. (Hrsg.): Nie nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 183–195.
- Toepfer, Lore: Die Abwanderung deutschsprachiger Bevölkerung aus Südtirol nach 1955, Innsbruck 1973.
- Tumblety, Joan (Ed.): Memory and History. Understanding memory as source and subject, New York 2013.
- Verdorfer, Martha: Die Nähe der Fremde. Lebensgeschichtliche Erfahrungen an der Grenze, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hrsg.): Calven 1499–1999. Bündnerisch-Tirolische Nachbarschaft. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001, S. 255– 261.
- Viazzo, Pier Paolo: Migrazione e mobilità in area alpina: scenari demografici e fattori socio-strutturali, in: Thomas Busset/Jon Mathieu (Redaktion): Mobilité spatiale et frontières. Räumliche Mobilität und Grenzen, Zürich 1998, S. 37–48.
- Vuilleumier, Marc: Flüchtlinge und Immigranten in der Schweiz. Ein historischer Überblick, Zürich 1989.
- Vuilleumier, Marc: Schweiz, in: Klaus J. Bade et al. (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Zürich 2007, S. 189–204.
- Wierlacher, Alois (Hrsg.): Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung, München 1993.
- Wierling, Dorothee: Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse, in: Alf Lüdtke (Hrsg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M. 1989, S. 169–190.
- Dies.: Oral History, in: Michael Maurer (Hrsg.): Aufriss der Historischen Wissenschaften, Band 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81–151.

Wappen der Drei Bünde 1688 (Stadtarchiv Chur, Z 55)